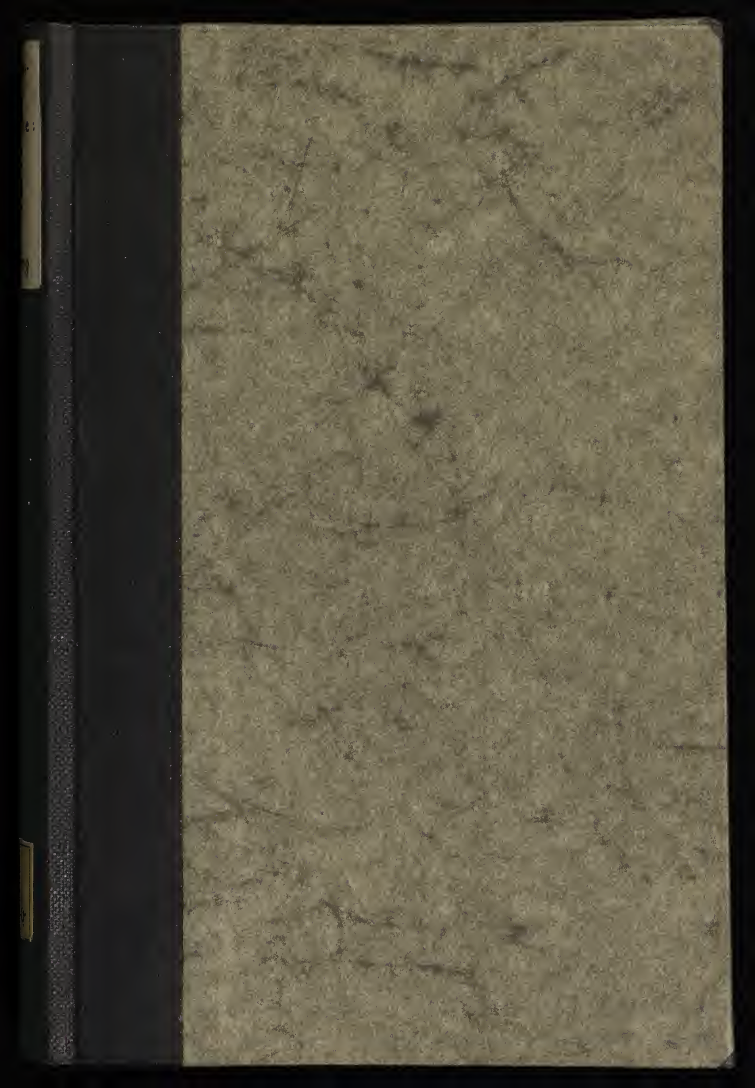
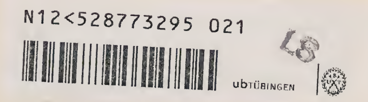




Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Neuntes Heft.

China's Millionen.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

1. Das chinesische Reich.

Unter allen Ländern, die sich im Lauf unsres Jahrhunderts der Verkündigung des Evangeliums neu erschlossen haben, ist unstreitig China das wichtigste. Nimmt es doch mit seinen verschiedenen Vasallenländern und Tributstaaten ein ganzes Zwölftel der trockenen Erdoberfläche ein. Vom Altai=Gebirge im Norden bis zum Himalaja im Süden, und vom großen Ocean im Osten bis zum Belurgebirge im Westen reichte vor Kurzem noch Chinas Scepter über einen Flächen=raum von 280,000 Quadratmeilen. Und auch jetzt noch, da seine erst im vorigen Jahrhundert erworbenen westlichsten Vorhallen — die Dsungarei und Ost=Turkestan — seit 1864 wieder abgebröckelt sind, umschließt es in seinen Grenzen nahezu ein Drittel der gesammten Menschheit. Seine westlichen Nebenländer sind jetzt noch das 30,000 Quadratmeilen große Alpenland Tibet mit den höchsten Gebirgszügen der Erde, denen die Quellflüsse von Indiens und Chinas Riesenströmen entstammen, und die doppelt so große Mongolei mit der ungeheuren Osthälfte des Sandmeers Scha Mo oder der großen Wüste Ta Gobi, die in der vierfachen Ausdehnung Frankreichs die Scheitelfläche des central=asiatischen Hochlands bedeckt. An die kahlen Hochebenen der Mongolei lehnt sich dann ostwärts im Norden des eigentlichen China als ein fruchtbares Gebirgs= und Hügelland die Mandschurei an, von deren 32,000 Quadratmeilen die Ge=wandtheit russischer Diplomaten im J. 1858 dem bedrängten Kaiser ohne Schwertstreich nahezu die Hälfte aus der Hand gewunden hat. Aber auch ohne alle diese Außenländer ist China im engern Sinn mit seinen 61,000 Quadratmeilen und 400 Millionen Bewohnern immer noch so groß wie Europa ohne Rußland oder 6mal so groß als das deutsche Reich. Ueberdieß stehen die Beherrscher Koreas, Cochinchinas und der Lieu=kieu=Inseln in einem losen Ver=hältnisse der Vasallenschaft und gelegentlicher Tributpflichtigkeit zum Kaiser von China.

Die Nordgrenze Chinas bildet ein 5000′ hoher Bergrücken, über

dessen Scheitel sich die berühmte Mauer hinzieht, die im dritten Jahrhundert v. Chr. zum Schutz gegen die berittenen Nomadenhorden der Mongolei und Mandschurei erbaut, schon den Römern als „die Wälle der Serer" bekannt war. Volle 600 Stunden lang läuft dieses größte Bauwerk der Erde über Berg und Thal, Schluchten, Bäche und Flüsse fort als ein 25' hoher und 11' dicker Erdwall, der auf beiden Seiten mit starken Mauern bekleidet und an besonders gefährlichen Stellen doppelt, ja dreifach ist, während alle 3000 Schritte sich nach beiden Seiten vorspringende kegelförmige Thürme erheben. Doch hat sich dieses riesige Bollwerk als eine sehr ungenügende Schutzwehr erwiesen, denn Mongolen wie Mandschus sind ihm zum Trotz wieder und wieder hereingebrochen und haben China zweimal ein fremdes Herrschergeschlecht gegeben.

Mächtigere Grenzwälle hat Gottes Schöpferhand selbst im Westen Chinas durch die Riesenberge aufgethürmt, die sich an die östlichen Verlängerungen des Künlin und Himalajagebirges anschließen und unter verschiedenen Namen tief ins Land hinein verzweigen, während jenseits derselben die schweigende Wüste ruht, deren Schrecken und Gefahren die längs der Karawanenstraße bleichenden Gebeine verkünden. Auch an Chinas Südgrenze streichen der hinterindischen Halbinsel entlang mächtige Hochgebirge hin; im Osten dagegen bespülen die Fluten des Oceans seine Gestade.

Zwei Drittel des 600 Stunden langen und mindestens ebenso breiten Landes sind Alpen- und Stufenlandschaften; erst am Unterlauf der beiden Zwillingsströme Hoangho und Jangtsekiang beginnt ein weites Tiefland, das wie der Mittelpunkt der Kultur und der menschenwimmelnden Hauptstädte des volkreichsten Staates, so auch die fruchtbarste und wasserreichste Kornkammer der Erde ist. Das Klima ist natürlich sehr verschieden in Nord und Süd, Gebirg und Ebene, doch theilt es die Eigenthümlichkeit der Ostküsten, große Gegensätze von Sommerhitze und Winterkälte zu haben. Die Bodenerzeugnisse sind theils die der tropischen, theils die der gemäßigten Zone. Hauptnahrungsmittel ist der Reis; als Ausfuhrartikel ist uns ja von Kind auf Chinas duftender Thee bekannt. Sehr bedeutend sind auch Bergbau und Fischfang, zu welch' letzterem oft eine Art Seerabe (der Comoran) abgerichtet wird, wie man bei uns früher Falken zur Jagd benützte (S. 5).

Hier also erblühte schon im grauen Alterthum ein Staat, der wie ein einsames, sonderbares Räthsel in der Geschichte der Mensch-

heit mit seiner uralten Kultur aus den Tagen Abrahams in unsere Zeit hereinreicht. Das assyrisch-babylonische, das persische, das griechische



Chinesische Fischer.

Weltreich nahmen nach einander das westliche Asien ein. Neue Reiche entstanden auf den Trümmern gefallener Größe. Die Länder ver-

änderten ihre Gestalt, neue Nationen und Sprachen erwuchsen — aber China blieb unverändert. Die unbesieglichen Römer sind längst vor ihren Besiegern verschwunden; Europa ist wiederholt durch Barbarenschwärme überwältigt worden, es wurde getheilt und wieder getheilt und auf die verschiedenste Weise umgegossen, aber China behielt seine alten Sitten und blieb bewohnt von dem Geschlechte, das seit undenklicher Zeit darin lebt. Die Sprache der Juden, wie die der Griechen und Römer ist längst verklungen und lebt nur noch in Büchern fort, die der Chinesen dagegen ist heute noch wie vor Jahrtausenden in Wort und Schrift das Einigungsmittel, wodurch fast ein Drittel des Menschengeschlechts seine Gedanken ausdrückt, denn obschon hungrige Barbaren auch Chinas Thore sprengten und in seine Provinzen drangen, verloren sie sich doch bald unter den Millionen seiner Bewohner, und während sie dem Lande einen Herrscher von ihrem Geschlecht aufdrangen, unterwarfen sie selbst sich den Gesetzen, den Sitten, der Bildung und Sprache der Besiegten.

Die Geschichte der Chinesen beginnt wie die aller heidnischen Völker mit Sagen. Die Gründung ihres Staats wird Fo hi, dem ersten von einer Fünfzahl halbmythischer Herrscher zugeschrieben. Seine Thronbesteigung wird ins Jahr 2852 v. Chr. gesetzt; seine Residenz scheint Honan am südlichen Ufer des Hoangho gewesen zu sein. Er soll die Ehen geordnet, die Viehzucht eingeführt und Fischerei gelehrt haben, indem er von den Geweben der Spinnen das Muster nahm, Netze zu verfertigen. Ebenso werden ihm die Anfänge der chinesischen Zeichenschrift und die Erfindung von Musik und Arithmetik zugeschrieben. Der zweite jener mythischen Herrscher soll den Ackerbau und die Arzneikunde eingeführt haben. Auch Hoang-ti, dem dritten derselben, wird eine Reihe nützlicher Erfindungen zugeschrieben, wie die der Waffen und der Glocken, nebst der Entdeckung der Polarität des Magnets (von dem jedoch erst seit 700 Jahren Gebrauch für die Schifffahrt gemacht wird), ferner die Bearbeitung eines Kalenders und die Eintheilung der Zeit nach einem Cyklus von 60 Jahren. Er trug zuerst Kleider von gelber Farbe, die seither das Zeichen der höchsten Herrscherwürde sind, daher sein Name Hoang-ti „Gelber Herrscher." Seine Gemahlin aber soll die Zucht der Seidenwürmer und das Weben ihres Gespinnstes zu Kleidungsstücken erfunden haben. Von den beiden andern jener dem Sagenalter angehörigen Herrscher wird nichts Bemerkenswerthes gemeldet, alle aber genießen bis auf den heutigen Tag göttliche Verehrung in China.

Klarer werden die Berichte mit dem Regierungsantritt des Kaisers Yau, der ums J. 2350 v. Chr. gesetzt wird. Unmittelbar vorher soll China von einer 9 Jahre dauernden Ueberschwemmung heimgesucht worden sein, deren Gewässer bis über die Spitzen der Berge hinausgiengen — offenbar ein Nachklang der biblischen Sintflut. Ihre Reste soll Kaiser Yau bewältigt haben, indem er Kanäle graben ließ, um dem Wasser einen Ablauf zu verschaffen. Unter dem Scepter dieses Fürsten steht China bereits als ein fertiger Staat vor uns, eingetheilt in 12 Provinzen, über welche Statthalter gesetzt waren, mit Ministern der Musik, der Astronomie und des öffentlichen Unterrichts — und all das in so musterhafter Ordnung, daß diese Urzeit stets als das glänzende Vorbild für alle Zukunft emporgehalten worden ist. Der Schu kin oder das classische Buch der Berichte enthält indeß nicht sowohl Kaiser Yau's Thaten als die Grundsätze, nach welchen er regierte. Und bewunderungswürdig sind in der That die Unterredungen, die dieser Fürst darin mit seinen Ministern hält. Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er mit seinem Amt von dem „höchsten Herrscher" betraut und ihm Rechenschaft dafür schuldig sei, bittet er seine Diener, ihn mit weisen Rathschlägen zu unterstützen und erlaubt ihnen, selbst die kleinste Abweichung vom Pfade der Tugend zu rügen, die sie an ihm wahrnehmen würden. Er soll 115 Jahre alt geworden sein und 92 Jahre regiert haben. Da er seinen eigenen Sohn der Uebernahme der Regierung nicht würdig fand, erwählte er zu seinem Nachfolger den weisen und tugendhaften Schun, der ganz in seine Fußstapfen trat. Auch Schun ernannte seinen Nachfolger Yi mit Uebergehung des eignen Sohnes. Die Regierung dieser drei Fürsten wird von den Chinesen als ihr goldenes Zeitalter betrachtet und sie kennen keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die glücklichen Tage wiederkehren möchten, da der Kaiser so ganz in Uebereinstimmung mit dem Himmel war, daß seine Tugend wie von selbst auch seine Unterthanen tugendhaft machte und Fürst und Volk gemeinsam der himmlischen Segnungen theilhaftig wurden. Für unser Gefühl klebt jedoch diesen nach chinesischen Begriffen vollkommenen Regenten der Makel an, daß schon damals entsetzlich grausame Strafen für Verbrechen angesetzt waren, worunter namentlich körperliche Verstümmlungen zu rechnen sind.

Yi war der Gründer der ersten der 28 Dynastien, die seither den chinesischen Thron inne gehabt haben. Noch immer findet indeß in China die Thronfolge nicht nach dem Rechte der Erstgeburt statt,

sondern jeder Kaiser bestimmt vor seinem Tode denjenigen seiner Söhne zu seinem Nachfolger, der ihm als der Würdigste und Geeignetste hiefür erscheint. Bekanntlich nennen die Chinesen ihr Reich das „himmlische Reich" und ihren Kaiser einen „Sohn des Himmels." Uns klingt das sehr albern, ja fast wie Hohn; nach chinesischer Anschauung aber liegt mehr Sinn darin, als es auf den ersten Augenblick scheint, denn sie wollen damit nur sagen, daß ihr Staat durch den Himmel selbst gemacht sei und ein Abbild himmlischer Harmonie und Ordnung sein solle. Wie die Kräfte der Natur nicht willkürlich walten, sondern nothwendigen Gesetzen unterworfen sind, so soll es auch im Staate sein. Des Kaisers heiligste Pflicht ist es, nicht nach eigener Willkür zu regieren, sondern Vater seines Volkes, Vertreter des Himmels zu sein. Als solcher genießt er eine an Anbetung grenzende Verehrung, und der Gehorsam seiner Unterthanen gegen ihn ist gleichbedeutend mit Gehorsam gegen den Himmel. Nur wenn er sich durch Weisheit und Tugend dieser Stellung würdig macht, ist aber der Kaiser ein Sohn des Himmels; seine Geburt allein macht ihn nicht dazu. Die Kaiserwürde steht und fällt mit der sittlichen Würdigkeit, und durch Laster verwirkt der Kaiser seinen hohen Beruf. Nur so lange er seine Vaterpflicht an dem Volk erfüllt, darf er Anspruch machen auf dessen kindlichen Gehorsam. Bedrückt er das Volk oder fröhnt er dem Laster, so sind seine Unterthanen ihrer Pflichten gegen ihn entbunden und haben das Recht, einen andern Regenten zu suchen, unter dessen Scepter sie glücklich leben können. So steht also das sich in der öffentlichen Meinung wie in der Geschichtschreibung aussprechende Urtheil des Volks dem despotischen Mißbrauch der sonst unbeschränkten kaiserlichen Macht als eine heilsame Schranke entgegen. Darum wurde auch schon von Chinas ersten Kaisern ein eigenes Kollegium von Geschichtschreibern eingesetzt, dessen Aufgabe es ist, das Leben und die Handlungen des jeweiligen Regenten genau zu beschreiben und alles, was Rühmliches oder Tadelnswerthes von ihm zu sagen ist, der Nachwelt zu überliefern. Der lebende Kaiser darf zwar die über ihn selbst ausgefertigten Dokumente nie sehen, aber in der Geschichte der Vergangenheit findet er den Maßstab, den das Urtheil des Volkes an seine Beherrscher legt.

Ungeheuer ist die Verantwortlichkeit, die nach (Kungtse) Confuzius, dem chinesischen „Musterlehrer für alle Zeitalter", auf dem Kaiser lastet, denn seine Aufgabe ist es, die vom Himmel jedem Menschen ins Herz gelegten Cardinaltugenden: Liebe, Gerechtigkeit, An-

stand, Weisheit und Wahrheit zuerst in sich selbst, und dann durch sein Vorbild im ganzen Volk zur Blüte zu bringen. Thut er das, so wird Friede und Wohlstand die unausbleibliche Folge davon sein. Andrerseits kann er aber durch Lasterhaftigkeit auch sein ganzes Volk mit sich ins Verderben ziehen; denn von seinem Beispiel hängt dessen sittlicher Zustand und eben damit auch Glück oder Unglück des Staates ab. Auf ihn fällt demnach nicht nur die erste Verantwortung für die Sünden seiner Unterthanen, sondern auch für alle Störungen in der Natur, welche die Zerrüttung der sittlichen Harmonie unvermeidlich nach sich zieht. Erdbeben, Ungewitter, Ueberschwemmungen, Dürre, Pestilenz und Hungersnöthen sind Folgen einer schlechten Regierung, darum ist es eine uralte Sitte in China, daß der Kaiser in solchen Fällen öffentlich Buße thut, vor dem Himmel seine Sünden bekennt und um gnädige Abwendung des verdienten Uebels bittet. Das ganze Lehrsystem des Confuzius zielt darauf hin, die Grundsätze einer guten Regierung ins Licht zu stellen, und wenn es einerseits dem Volke die Pflicht des kindlichen Gehorsams gegen Eltern und Obrigkeit einschärft, so zeigt es ihm andrerseits auch, was es von seinem Regenten zu erwarten und zu fordern hat.

Allein leider wollte sich die nach Confuzins der menschlichen Natur innewohnende Güte weder bei seinen Zeitgenossen noch bei späteren Geschlechtern finden, und all seine trefflichen Sittenregeln vermochten dieselbe nicht zu wecken. Die meisten der seitherigen Dynastien sind nach längerer oder kürzerer Zeit durch Laster oder Schwäche des Thrones verlustig geworden, obschon verschiedene einzelne Regenten sich durch hohe Begabung, treue Fürsorge für ihr Volk und wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet haben. So früh und hoch indeß in China Ackerbau, Kanalwesen und Alles, was zum äußern Leben dient, entwickelt war, blieb man doch bald auf dem Errungenen stehen, weil man nie vorwärts strebte, sondern immer nur ehrfurchtsvoll und verlangend rückwärts schaute. Die Chinesen hatten längst vor uns artesische Brunnen, Gasheizung, Feuerspritzen, eiserne Kettenbrücken, Papiergeld, Bewässerungsmühlen, große Segelschiffe, Buchdruckerei und Schießpulver, allein im Schiffbau und in der Schifffahrtskunde, sowie in allen großartigen Maschinenwerken sind sie später von den abendländischen Nationen weit überflügelt worden und ihr Druck-Apparat ist noch immer wie vor 900 Jahren auf ganze Platten beschränkt. Obwohl sie schon vor 4000 Jahren

ihre Kalender hatten, sind die heutigen doch durch Europäer berichtigt, und so sicher sie Sonnen- und Mondsfinsternisse vorauszuberechnen wissen, knüpft sich an dieses Ereigniß doch immer noch eine abergläubische Angst. Die höchsten Beamten versammeln sich im Saal der Sternkunde und warten mit Spannung auf den Eintritt der Verfinsterung. In dem Augenblick, da Sonne oder Mond in den Schatten eintritt, werfen sie sich zur Erde nieder und verharren in dieser Lage, so lange die Verfinsterung anhält (s. Abb). Der Kaiser zieht sich in seine innersten Gemächer zurück, um durch verschiedene Ceremonien das Gestirn aus dem Rachen des Drachen zu befreien, der es verschlingen will; in den Straßen aber sucht das Volk das gleiche Ziel dadurch zu erreichen, daß es mit allen möglichen Instrumenten



Chinesische Sternwarte.

einen entsetzlichen Lärm macht, um das Sonne oder Mond bedrohende Ungethüm zu verscheuchen (s. S. 11). Unübertroffene Meister sind die Chinesen dagegen bis heute in der Papier- und Porzellanfabrikation und in der Herstellung von Lackwaaren geblieben, wie sie auch mit den einfachsten Werkzeugen ihre kunstreichen Seidengewebe, Stickereien und Schnitzarbeiten in Elfenbein und Schildplatt verfertigen.

Obschon die Chinesen persönlichen Muth schätzen und ihre alten Helden feiern, hassen sie doch den Krieg im Allgemeinen und verbinden mit dem Begriff eines wahrhaft civilisirten Staates nicht den einer großen Kriegsmacht. Ein stehendes Heer haben sie erst seit dem 7. Jahrhundert. In Friedenszeiten wohnen die Soldaten in den Städten und Dörfern oder bearbeiten kleine Güter; sie sind zahlreich, waren aber schlecht bewaffnet, ehe, durch Schaden klug

geworden, der Kaiser in neuester Zeit seine Armee nach europäischem Muster zu reorganisiren suchte. Das Gebiet des Kriegswesens ist es entschieden, worin China neuerdings die größten Fortschritte



Sonnenfinsterniß in China.

gemacht hat. Nicht nur hat es sich mit einer ansehnlichen Flotte von Kanonenbooten versehen, welche Europäern abgekauft, von europäischen Maschinisten bedient, und von europäischen Kapitänen befehligt werden, sondern es hat auch europäische und amerikanische

Techniker in Dienst genommen und eigene Arsenale begründet, in denen alles Kriegsmaterial fabrizirt wird. Da in China Gelehrsamkeit aber von jeher über Waffenruhm stand, genießen auch heute noch die Civilbehörden höheres Ansehen als die Militärbeamten. Beide theilen sich in 9 Rangordnungen, die kenntlich sind durch eine verschiedenfarbige Kugel auf der Mütze, ein besondres Wappen auf der Brust und eine verschiedene Spange am Gürtel. Die Pfauenfeder entspricht einer Ordensauszeichnung und wird für besondre Verdienste vom Kaiser verliehen; eine Perlenschnur wird bloß von den höchsten Beamten am Hof oder von den Statthaltern der Provinzen getragen. Chinas Wappen ist seit uralter Zeit der Drache als das Symbol der Lebenskraft des Universums. Das Antlitz des Kaisers heißt das Drachenangesicht, sein Thron der Drachenthron; auf seinem Mantel und den Talaren seiner Beamten sind Drachen abgebildet. Stirbt der Kaiser, so heißt es: „Er hat den Drachen bestiegen und die lange Reise angetreten"; der Erfinder der Schreibekunst wird als auf einem Drachen vom Himmel kommend dargestellt. „Du bist ein alter Drache" ist ein Kompliment, durch das ein gelehrter Herr sich hoch geschmeichelt fühlt.

Die Beamten oder Kwan (S. 13), von den Portugiesen nach dem indischen Wort mantri (Rath) Mandarinen genannt, werden durch eine Reihe strenger Staatsprüfungen aus den Tüchtigsten des Volks gewählt. Sie sollen, wie der Himmelssohn selbst, Organe des Himmels sein, dessen Gesetze die Höchstgestellten derselben auch den etwaigen Launen des Kaisers gegenüber zu vertreten haben. Obwohl vortrefflich in der Theorie, lassen aber die chinesischen Staatseinrichtungen in der Praxis doch von dem väterlichen Charakter der Regierung kaum etwas anderes merken als dessen absolute Autorität, und so große Menschlichkeit viele Gesetze zeigen, so unmenschlich sind die Strafen und Hinrichtungen, so schauerlich die Gefängnisse, so qualvoll die nicht selten angewandten Foltern. Obenan steht unter den Strafen die sogenannte „Kang," zwei große, schwere Stücke Holz, die in einander passen und drei Oeffnungen haben, in welche entweder der Kopf des Verbrechers, oder der Kopf und eine Hand, oder der Kopf und beide Hände gesteckt werden, je nach der Schwere des Strafurtheils. Die Kang ruht mit ihrem ganzen, oft an zwei Centner betragenden Gewicht auf den Schultern des Verurtheilten, der sich keine Erleichterung zu verschaffen vermag, so daß Manche diese Strafe nur 2—3 Tage aushalten. Dann kommt die Strafe der Bambus-

stockschläge, meist auf die Fußsohlen. Sie trifft zuweilen selbst die höchsten Beamten und führt hin und wieder schon nach 15 Schlägen den Tod herbei. Weiter folgt das Zerbrechen der Gliedmaßen und das Herausreißen der Fußflechsen. Geringere Vergehen gegen die gute Sitte werden mit Knieen und Steinetragen auf dem Kopf gestraft. Die eigentlichen Criminalstrafen sind Erdrosseln, Enthaupten, Zerstückeln. — Ein chinesisches Gefängniß ist eine Gruppe von kleinen



Mandarinen.

Höfen, welche in der Regel nicht von einer gemeinsamen Mauer umschlossen sind. Rings um einen solchen Hof befinden sich Behälter gleich denen, welche wir für wilde Thiere zu gebrauchen pflegen. Die Gitter sind nicht von Eisen, sondern von Doppelreihen dicker Bambusstäbe, die so dicht neben einander stehen, daß man von außen nicht leicht in den finstern Käfig hineinsehen kann. Die gewöhnlichen Gefangenen dürfen sich den Tag über im Hof aufhalten; ihre Fußgelenke sind aber durch schwere Eisenringe und kurze Ketten an

einander gefesselt und in der Regel tragen sie ähnliche Fesseln auch an den Handgelenken, um ihr Entspringen zu verhüten, da die Behälter so niedrig sind, daß die Gefangenen leicht aus dem Hofe darüber hinwegklettern könnten. Dabei herrscht ein Gestank wie in den Affenställen unsrer Menagerien, und Ratten in Menge treiben sich umher.

Kein Mandarin läßt sich in Amtsgeschäften ohne die Begleitung seiner sämtlichen Unterbeamten auf der Straße sehen. Die ihm vom Volk zu erweisende Ehrerbietung richtet sich nach seinem Range; wer es etwa daran fehlen läßt oder nicht schnell genug ausweicht, wird mit Bambusrohrschlägen aus dem Wege getrieben. Sämmtliche Mandarinen eines Distrikts wohnen in dem gefürchteten Ya-men zusammen, worin außerdem auch die Gerichtshöfe (S. 15) und die Gefängnisse sind. Da gibt es nun freilich Töne und Erscheinungen ohn Ende, die eher an die Hölle als an den Himmel mahnen. Das fast unausgesetzte Schlagen mit dem Bambusrohr, entweder zur Strafe für eingestandene Schuld, oder um Geständnisse zu erpressen, das Geschrei der Geschlagenen, die Stimmen der fragenden, scheltenden zuredenden Mandarinen, das Rufen der an den Eingängen der einzelnen Abtheilungen stehenden Thürhüter, welche mit lautem, singendem Ton den verschiedenen Beamten Befehle überbringen, das beständige Hin- und Herrennen einiger der Hausgenossen und das häufige Erscheinen von Verbrechern und Zeugen machen die Angst wohl begreiflich, welche jeder Chinese vor dem Eintritt in dieses Gebäude hat. Ueberdieß sind unter den meisten Beamten ihrer niedern Besoldungen wegen Bestechlichkeit und ungerechte Erpressungen an der Tagesordnung, und Polizeifälle werden in der Regel nur von dem Gesichtspunkt aus untersucht, was sich etwa dabei gewinnen lasse. Daher auch die Schwäche der Behörden dem an der Küste im Schwange gehenden Räuberwesen gegenüber.

Eingetheilt ist China in 18 Provinzen, von denen jede gewöhnlich auch ein Gouvernement bildet; nur zuweilen umfaßt ein solches zwei Provinzen. Der Küste entlang folgen sich von Nord nach Süd die vom Peiho durchströmte Provinz Petschili mit der 2—3 Millionen Einwohner zählenden Riesen-Hauptstadt Peking, der als Handelsplatz am Peiho das blühende Tientsin mit einer Bevölkerung von einer halben Million Seelen vorgelagert ist; Schantung mit der herrlich gelegenen Hafenstadt Tschifu; Kiangsi mit der einstigen Südhauptstadt Nanking, dem reizenden, vergnügungssüchtigen

Sutscheu und der eine Million Einwohner zählenden Hafenstadt Schanghai; Tschekiang mit der gewaltigen Stadt Hangtscheu,



Chinesischer Gerichtshof.

deren Bevölkerung der Einwohnerzahl Pekings fast gleich kommen soll, und dem lieblichen Ningpo; Fukien mit den Handelsstädten Futscheu und Amoy und der Insel Formosa, und endlich

Kuangtung mit der gleichnamigen Hauptstadt, aus welcher die Europäer Kanton gemacht haben, und dem wichtigen Hafenort Swatau. Die im Meerbusen von Tongking beginnende Seeküste dieser Südprovinz umfaßt auch die 760 Quadratmeilen große Insel Hainan, in deren Mitte sich noch unabhängige, wilde Bergvölker befinden. Viele Bäche und Flüsse bewässern die sich zwischen den kahlen Granit- oder Kalkbergen ausbreitenden Thäler Kuangtungs und sammeln sich zuletzt in drei große Ströme, die sich bei der Hauptstadt vereinigen, und die etwa 40 Stunden lange, mit unzähligen Inseln übersäte (S. 17) Bocca-Tigris-Bai bilden. Die südlichste dieser Inseln ist Hiong-san mit der kleinen Halbinsel Makao, bereits außerhalb der Bai liegt die Insel Hongkong. — Landeinwärts von Kuangtung liegen hinter einander die armen Bergprovinzen Kuangsi und Jünnan; dann folgen in einer Doppelreihe von Süd nach Nord Hunan und Kueitscheu, Nganhoei und Hupe, überaus fruchtbar und in dem Städteverein Wutschang, Hanyang und Hankeu vielleicht mehr Menschen zusammenhäufend als London; Hunan und Szetschuan, ersteres gleichfalls sehr fruchtbar, letzteres mit der kräftigsten Bevölkerung und Gold-, Kupfer- und Zinnminen an den Abhängen der Schneeberge; dann in der Nordwestecke endlich Schansi, das Stammland der chinesischen Geschichte, und Schensi mit der uralten Stadt Tsin, woher der Name China (Tschina) kommt.

---

2. China's Berührungen mit dem Abendland.

Als eine Welt für sich blieb China im Alterthum den übrigen Völkern fast gänzlich unbekannt. Nur wenige oberflächliche Spuren finden sich davon vor. So ist in Jes. 49, 12 mit dem Lande Sinim ohne Zweifel China gemeint; bei den Indern wird es unter dem Namen Tschina erwähnt, jedoch ohne nähere Angaben, während die Chinesen selbst vor dem Beginn unserer Zeitrechnung von Indien fast keine Kunde hatten. Von den Römern erfuhren sie zuerst etwas durch die Parther, als sie unter ihrem großen Feldherrn Pan-tschao beim Zurückschlagen der wilden mongolischen Nomadenvölker im J. 94 n. Chr. bis zum kaspischen Meer vordrangen. Siebenzig Jahre darauf kam dann eine Gesandtschaft des römischen Kaisers Aurelius Antonius an den chinesischen Hof, worauf sich über Ägypten



Insel in der Bocca-Tigris-Bai bei Kanton.

bis ins dritte Jahrhundert einige Verbindung erhielt; namentlich waren die chinesischen Seidenstoffe bei den Römern geschätzt.

Grundsätzlich war China zur Zeit seiner Blüte dem Auslande

keineswegs verschlossen; es nahm vielmehr bereitwillig verschiedene fremde Volks- und Religionsgenossen in sich auf. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. wanderte eine Judengemeinde in China ein, deren verkümmerte, nicht einmal mehr der hebräischen Sprache mächtige Reste sich in unsern Tagen in der Stadt Khae-fang-fu am Hoangho finden. Mit dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung begann dann der Buddhismus China zu überschwemmen, und Scharen seiner indischen Priester strömten ins Land. Araber kamen seit dem 8. Jahrhundert nach China und breiteten in aller Stille den Islam aus, der im Westen des Landes eine wirkliche Macht geworden ist. Aber auch vom Christenthum blieb China schon in der ältesten Zeit nicht unberührt. Es ist nicht unmöglich, daß schon früher Evangelisten dahin kamen; die erste glaubwürdige Urkunde weist uns indeß in das 7. Jahrhundert, in welchem die Sendboten der nestorianischen Missionskirche vom Tigris bis in das ferne Ostreich wanderten. Von einigen Kaisern begünstigt, von andern verfolgt, scheinen sie ziemlich viel Eingang gefunden zu haben, jedoch nicht ohne manchfache Anbequemung ans chinesische Heidenthum. Die im 11. und 12. Jahrhundert in China wogenden innern Kämpfe und die darauf folgenden Einfälle der Mongolen vernichteten aber die ohnedieß zweifelhaften Früchte dieser Mission fast ganz.

Nachdem schon im J. 1215 der Welterstürmer Dschingischan als Sieger in Peking eingezogen war, gründete dessen großer Enkel Kubilai Chan ums Jahr 1279 die nicht ganz ein Jahrhundert über China herrschende mongolische Dynastie der Juen. Kaum hatte dieser durch hohe Bildung und seltene Freisinnigkeit ausgezeichnete Fürst seinen Thron in Peking (Kambalu) aufgeschlagen, so langten die beiden Venetianer Nikolaus und Matthäus Polo mit dem jungen Marco Polo dort an, der uns die erste genaue Kunde über China und eine farbenreiche Schilderung von der märchenhaften Pracht und Herrlichkeit an Kubilais Hof hinterlassen hat und so sehr der Günstling des Chans wurde, daß dieser ihn 17 Jahre bei sich behielt und im Staatsdienst verwendete. Schon vorher hatte die mittelalterliche Kirche des Abendlands einige Anstrengungen gemacht, die Völker des östlichen Asiens in ihren Schooß zu bringen. Im J. 1246 war der Mönch Carpini der Nordgrenze Central-Asiens entlang nach dem Lande der Mongolen gewandert, wo eben ein Enkel Dschingischans zum Herrscher ernannt worden war. Ihm war 1253 der Mönch Rubruquis gefolgt, von Ludwig dem Heiligen zu den

Tataren gesandt. Nun traf, durch Papst Nikolaus IV. nach Asien abgesendet, im J. 1288 der Minoriter-Mönch Johann de Corvino in China ein und fand eine freundliche Aufnahme bei Hof trotz der Eifersucht der unter Kubilais Scepter wieder auflebenden Nestorianer. Er hat einige tausend Neubekehrte getauft und eine Menge von Kindern in den Glaubenslehren des Christenthums unterrichtet. Ihm folgte eine Anzahl Franziskaner, und im J. 1353 erkannte der chinesische Kaiser sogar die Oberherrschaft des Papstes über alle Christen in seinem Reiche an. Allein als 15 Jahre darauf die Chinesen die mongolische Fremdherrschaft wieder abschüttelten und der tapfre Hong-wu — früher ein Hirtenjunge, dann Bonze und endlich glücklicher Rebellenführer — die einheimische Ming-Dynastie gründete, scheint jene älteste katholische Mission so gut wie die der Nestorianer ihr Ende gefunden zu haben. Die Verbindungen mit dem Osten Asiens wurden überhaupt im 15. Jahrhundert mehr unterbrochen, und man verlor China fast ganz aus dem Gesicht. Noch viel unwissender blieb dieses seinerseits über alles, was jenseits seiner Grenzen lag, so daß — weil es ja die breite Mitte der hinterasiatischen Welt einnimmt, deren kleinere Staaten von Alters her seine Oberhoheit anerkannten — das chinesische Volk allen Ernstes bis auf die neueste Zeit sein Reich für den Mittelpunkt der ganzen Erde und seinen Kaiser für den Herrscher über alle Lande hält.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche in Folge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien wieder in China erschienen. Im J. 1517 schickte der portugiesische Vicekönig von Goa 8 Schiffe nach Kanton, deren Befehlshaber es gelang, einen vortheilhaften Handelsvertrag mit dem chinesischen Statthalter abzuschließen. Später erhielten die Portugiesen zum Dank für die Hilfe, welche sie der chinesischen Regierung beim Kampf gegen die ihre Küsten beunruhigenden Seeräuber leisteten, die Erlaubniß zur Gründung einer Kolonie auf dem Halbinselchen Makao, woraus die gleichnamige portugiesische Stadt erwachsen ist. — Den portugiesischen Händlern folgten bald auch wieder katholische Priester nach. Franz Xavier, der berühmte Apostel des Ostens, eilte von Japan her China's Gestade zu, sollte aber dieses Land nur sehen, um an dessen Eingang sein Grab zu finden. Er starb 1552 auf der Insel Schong-tschon vor der Mündung des Kantonflusses. Nach ihm kam jedoch, auch in der Schule Loyola's gebildet, Matthäus Ricci (1582—1610), ein Mann von außerordentlichen Gaben, gewandt, geschmeidig, kenntniß-

reich und in seiner Art fromm, vor Allem aber von hohem Muthe und gewaltiger Ausdauer. Ihm gelang es, nachdem er 7 Jahre lang mit den Landespriestern gelebt hatte, um ganz ein Chinese zu werden, sich in der Tracht eines chinesischen Gelehrten trotz aller Hindernisse von Kanton aus bis an den Hof von Peking durchzuarbeiten, wo er sich dem Kaiser durch das Geschenk einer Stand- und Repetir-Uhr so empfahl, daß er sogar in den Staatsdienst aufgenommen wurde. Mit großem Eifer breitete er nun seinen Glauben aus und fand bald Schaaren von Anhängern. In ihren gottesdienstlichen Formen hat die katholische Kirche ja eine ihren eignen Priestern auffallende Aehnlichkeit mit den buddhistischen Bräuchen. Die Glocken, der Weihrauch, der Rosenkranz, das Weihwasser, der Reliquiendienst, die Heiligenverehrung, die in unverstandener Sprache gemurmelten Gebete (S. 21) — all das findet sich neben Mönchswesen und priesterlichem Ornat dort wie hier und erleichterte natürlich die Annahme der neuen Religion. Aber auch wirkliche Stücke chinesischen Heidenthums wußte Ricci christlich zu deuten oder wenigstens seinen Bekehrten als unverfänglich zu gestatten. Götzen durften angebetet werden, wenn man an ihnen ein Kreuz anbrachte. Andrerseits gewann er jedoch auch wahrhaft ganzherzige Leute, so namentlich Candida, die Tochter eines Mandarins, Paul Siu von Schanghai, die ihr ganzes Vermögen zur Unterstützung der Bekehrten, zur Erbauung von Kirchen und zum Druck christlicher Schriften verwandte. Schnell erhoben sich in der Provinz Tschili 30, in Kiangsi sogar 90 Kirchen. Es wurden Vereine gegründet, in welchen die eifrigsten Christen Betrachtungen über das Leiden und Sterben des Erlösers anstellten, freilich aber auch Verbrüderungen zu Ehren der Jungfrau Maria, wobei selbst heidnische Götternamen sich unter die der katholischen Heiligen mischten. Wer von den Erfolgen dieser Mission nur aus der Ferne hörte, der feierte Gottesdienste zum Dank für die Siege des Evangeliums; wer sie aber in der Nähe sah, wie die jetzt auch nachrückenden ehrlicheren Dominikaner-Mönche, der erschrack über solcher Anbequemung ans Heidenthum.

Eben so eifrig und gelehrt wie Ricci war unter den später in China wirkenden Jüngern Loyolas der Kölner Adam Schall (1622—1666), der nicht nur am Hofe der bereits wankenden Ming-Dynastie Zutritt gewann, sondern sich auch nach deren Sturz (1644) dem ersten Mandschu-Kaiser Sung-tschi unentbehrlich zu machen wußte. Missionare verbreiteten sich nun durch alle Provinzen und

brachten die Zahl der Christen bald auf Zehntausende, die aber noch an den Gräbern der Ahnen opferten, vor Confucius die Knie beugten und allen Aberglauben ihrer Väter trieben, während sie dem Kreuze und der Jungfrau Maria ihre Verehrung darbrachten. — Nach Sung-tschis Tod brach zwar während der Minderjährigkeit des Thron-



Buddhistischer Priester in Peking.

folgers eine heftige Christenverfolgung aus, in welcher selbst der 74jährige Schall ins Gefängniß geworfen wurde und nur mit genauer Noth der grausamsten Todesstrafe entrann, allein bald brach für die katholische Mission eine neue Blütezeit an, als 1669 der neue Regent Kang-hi selbst die Regierung antrat und in seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaften die Missionare begünstigte. Namentlich

war es eine Anzahl französischer Jesuiten, welche durch ihre sprachlichen und mathematischen Kenntnisse, ihre Staatsklugheit, ihre Arzneien und Kunstfertigkeiten das Herz des Monarchen gewannen. Sie wurden seine Lehrer und Freunde, seine Aerzte, Räthe und Maler, seine Uhrmacher, Rechenmeister, Kalenderschreiber und Stückgießer. Im J. 1692 erließ er sogar ein Edikt, worin die christliche Religion für gut erklärt und ihre Annahme dem Volk freigestellt wurde, ja er schickte auf den Wunsch der Jesuiten auch eine Gesandtschaft an den Papst, baute ihnen eine prachtvolle Kirche neben dem kaiserlichen Palast in Peking und befahl allen Beamten, sich den Christen gefällig zu bezeigen. Unter dem Sonnenschein der kaiserlichen Gunst mehrte sich die Zahl der Missionare, die in alle Provinzen zogen, große Scharen um sich sammelten, Gemeinden gründeten, Schulen errichteten und auch theils durch Ankauf, theils durch Schenkung bedeutenden Grundbesitz erwarben.

Jetzt aber traten die Dominikaner in Rom als Verkläger der Jesuiten auf. Der Papst entschied gegen diese und sandte den Legaten Tournon als Verkündiger einer Bulle nach China, welche das Anbequemungssystem der Jesuiten verwarf und den bekehrten Chinesen das Verlassen aller heidnischen Bräuche zur Pflicht machte. Doch hierin sah Kang-hi einen Eingriff in seine kaiserlichen Rechte, und darauf gestützt warfen die Jesuiten den päpstlichen Gesandten zu Makao ins Gefängniß, wo er 1711 nach vielen Leiden starb. Kaum minder spröde wurden zwei andre päpstliche Gesandte in China abgewiesen; am Hof zu Peking aber begann man nun das Christenthum als eine staatsgefährliche Religion zu beargwohnen. Schon unter Kang-hi's Nachfolger Jung-tschin (1723—1735) mußten sich alle römischen Priester nach Makao zurückziehen mit alleiniger Ausnahme zweier in Peking mit der Berichtigung des Kalenders beauftragten Jesuiten. Ein ebenso entschiedener Christenfeind wie Jung-tschin war aus politischen Gründen dessen Nachfolger Kien-long (1736—1796), einer der bedeutendsten Fürsten, die je über China geherrscht haben. Unter ihm hatten die Christen namentlich in den Jahren 1746—1773 eine schwere Verfolgungszeit zu bestehen. Man schloß die Kirchen, hob die Schulen auf und zwang die Christen zum Abfall, so daß ihre Zahl schnell von einer halben Million auf 200,000 herabsank. Trotz aller Gefahren fuhren zwar von der Propaganda in Rom gesandte Spanier, Portugiesen und Franzosen mit Missionsversuchen fort, allein die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1774 verminderte die

Zahl der ausziehenden Sendboten bedeutend. Die Jesuiten wurden nur spärlich durch Lazaristen ersetzt, doch zählte zu Anfang unsres Jahrhunderts das römische Christenthum immer noch 130,000 Bekenner in China, als unter Kien-longs trägem, weichlichem, argwöhnischem und grausamem Sohn Kia-king (1796—1820) eine neue Verfolgung ausbrach über der Anfertigung einer Karte, durch welche die Streitigkeiten über die Arbeitssprengel der italienischen und portugiesischen Missionare geschlichtet werden sollten. Auch Kia-king's wohlgesinnter, gerechter und tugendhafter Nachfolger Tao-Kwang (1820—1850) war dem Christenthum abhold. Obgleich geächtet, drangen aber doch immer wieder Missionare ins Land ein und suchten für ihre Kirche zu retten, was zu retten war. Mehr als einer hat den Märtyrertod erlitten und ihr Eifer, ihre Opferwilligkeit und heldenmüthige Hingebung an ihr Werk verdienen alle Anerkennung.

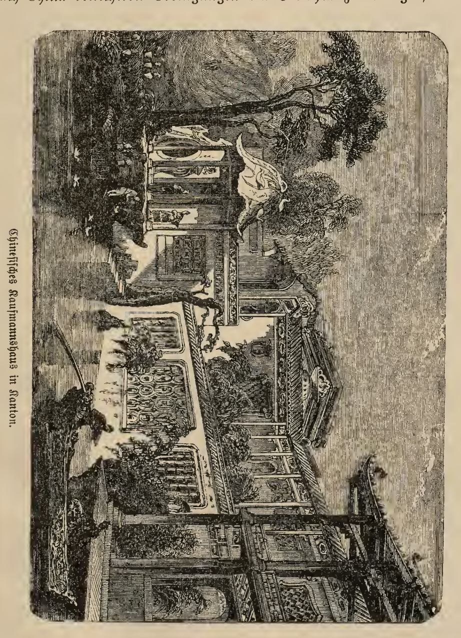
Inzwischen hatten aber, in die Fußstapfen der Portugiesen tretend, auch andre europäische Nationen Versuche gemacht, Handelsverbindungen mit China anzuknüpfen, das seinerseits innerhalb seiner eignen Grenzen nicht nur Alles fand, was die anspruchslose Masse der Bevölkerung bedurfte, sondern ebenso wohl auch das, was der raffinirtesten Prachtliebe des Hofes schmeicheln konnte. Je zudringlicher darum die Fremden an seine Thüren pochten, desto übermüthiger geberdete sich China. Gleich Anfangs war ohnehin das Benehmen der Portugiesen nicht geeignet gewesen, den Chinesen einen günstigen Eindruck von den Europäern zu geben, und als jene im Lauf des 17ten Jahrhunderts die Holländer und Engländer zu Mitbewerbern erhielten, stellten die Kämpfe kaufmännischen Geizes alle diese ausländischen Abenteurer in ein noch schlechteres Licht. Die fortwährenden Feindseligkeiten unter den in Kleidung und Sitten einander doch so ähnlichen Fremden fielen der Regierung so auf, daß sie dieselben mit einem Grad von Eifersucht und Zurückhaltung behandelte, den man gegen ihre friedlicheren Vorgänger — die Araber — nicht für nöthig gehalten hatte. Oder hatte man vielleicht auch am Hofe zu Peking etwas von einer Ueberlegenheit der europäischen Kultur zu ahnen begonnen, die man sich selbst nicht recht gestehen mochte? Jedenfalls waren es sehr hochklingende Worte, in welchen die chinesische Regierung sich ihren Unterthanen gegenüber hinsichtlich des Verkehrs mit den Ausländern gefiel. Die mitleidige Herablassung Seiner geheiligten Majestät, hieß es, gestatte es auf die flehentlichen Bitten der Fremden, daß sie ihre dringende Nothdurft von China's Ueberfluß befriedigen dürfen. Denn

wie könnten die rothhaarigen Barbaren ihre Krankheiten heilen ohne die Rhabarberwurzel des himmlischen Reichs? Wie ihr Leben fristen ohne dessen duftenden Thee? Wie sich schmücken ohne China's köstliche Seide? Diesem Ton entsprach auch die Behandlung der Fremden. Bloß in Kanton wurde es ihnen gestattet mit China Handel zu treiben, und auch dieß nur unter wahrhaft schmählichen Bedingungen. Der Eintritt in die Stadt selbst blieb ihnen streng verwehrt; nur ein kleiner Theil längs des Flusses hin wurde ihren Faktoreien eingeräumt. Vor diesen befand sich ein freier Raum, etwa 100 Meter lang und 50 Meter breit, wo sie sich ergehen durften, aber auch dieser Raum war noch so angefüllt mit kleinen Händlern und einer Menge von Neugierigen, welche sich da die fremden Gestalten ansehen wollten, daß es schwer war, sich ordentlich Bewegung zu machen. Als besondere Vergünstigung erlaubte die Regierung den Ausländern, in Partien von 8—16 Personen jeden Monat einmal einen Ausflug in die nahen Blumengärten. Sich häuslich in den Faktoreien niederzulassen, war ihnen streng untersagt. Sie durften sich nur während der eigentlichen Handelssaison dort aufhalten; die übrige Zeit sollten sie in Makao zubringen, wo sie ihre Familien zurücklassen mußten.

Aber auch die chinesischen Händler waren in ihrem Verkehr mit den Ausländern aufs peinlichste eingeschränkt (S. 25). Es durfte nicht jeder Chinese mit ihnen Handel treiben, sondern nur eine bestimmte Anzahl, welche für diese Begünstigung Bürgschaft leisten mußte über genaue Einhaltung der den Handel regulirenden Vorschriften. Sogar die täglichen Lebensbedürfnisse durfte der Ausländer nicht selbst in den an die Faktoreien anstoßenden Vorstädten Kantons einkaufen. Er mußte sich hiezu der Vermittlung einer Art von Hausvogt bedienen (portugiesisch Compradore), der ihm von demjenigen chinesischen Händler, welcher Bürgschaft für ihn geleistet hatte, in Dienst gegeben worden war. Dieser Hausvogt dingte seinerseits wieder die Dienstboten, die der ausländische Kaufmann brauchte (S. 26) und die in seinem Hause ebenso viele Spione waren, die über alle seine Schritte und Tritte dem Hausvogt Bericht erstatten konnten, wie dieser wieder dem chinesischen Kaufherrn und letzterer nöthigenfalls der Regierung. Selbst die ausländischen Konsuln durften nicht in direkte Verbindung mit der chinesischen Obrigkeit treten. Hatten sie irgend eine Mittheilung an dieselbe zu machen, so mußten sie solche ebenfalls durch die Hände jener bevorzugten chinesischen Händler laufen lassen und sich dazu der Petitionsform bedienen, da Briefe gar nicht angenommen

wurden. Einen Fremden die chinesische Sprache zu lehren, war bei schwerer Strafe verboten.

Zwei Versuche, welche die englische Regierung in den Jahren 1792 und 1816 gemacht hatte, durch Absendung einer Gesandtschaft nach China erleichterte Bedingungen des Verkehrs zu erlangen, waren



Chinesisches Kaufmannshaus in Kanton.

schon gescheitert, als 1833 das Monopol der ostindischen Compagnie ablief, welche bis dahin das ausschließliche Recht des Handels mit China gehabt hatte. Dieses Ereigniß erhöhte den Wunsch der Engländer nach erweiterten Handelsverbindungen mit dem spröden Ostreich. Lord Napier wurde als erster Oberaufseher nach Kanton gesandt

mit der Befugniß, die neuen Verhältnisse zu regeln; die chinesische Regierung erkannte aber weder ihn noch seine Nachfolger an, sondern widersetzte sich der einseitigen Aufstellung eines fremden Beamten von solcher Machtvollkommenheit. So war über kurz oder lang ein Zusammenstoß unvermeidlich, auch wenn England nicht die Schmach auf sich genommen hätte, den von seinen Unterthanen betriebenen Opiumschmuggel offen zu begünstigen. Die gerechte Entrüstung hierüber führte 1839 von Seiten des chinesischen Kommissärs Lin zur Konfiskation und Vernichtung von 20,000 Kisten Opium im



Chinesischer Thürhüter.

Werth von 40,000,000 ℳ und zum völligen Abbruch des Verkehrs mit England. Dieses antwortete mit Krieg, und seine siegreichen Generale diktirten 1842 vor den Thoren der zweiten Hauptstadt des Reichs den Vertrag von Nanking, nach welchem die Chinesen den Engländern eine bedeutende Kriegsentschädigung zahlen, die Insel Hongkong am Ostende der Tigerbai abtreten und ihnen außer Kanton die vier Häfen Amoy, Futscheu, Ningpo und Schanghai öffnen mußten. Nachdem so die ersten Riegel an den verschlossenen Pforten China's gesprengt waren, erreichten auch die Ameri=

kaner durch ernstliches Andringen im Juli 1844 einen ähnlichen Handelsvertrag. Ein Freundschaftsvertrag mit Frankreich, der sich weniger auf die Interessen des Handels als auf die der katholischen Mission bezog und die Gründung von Kirchen und Schulen in den fünf Hafenorten, sowie freie Religionsübung der eingebornen Christen gewährleistete, wurde im August 1845 unterzeichnet, worauf alsbald neue Scharen von Priestern und Nonnen nach China zogen. „China offen!" tönte es durch die evangelische Christenheit, die sich sofort auch ihrerseits aufmachte, ihre Boten in die den Fremden erschlossenen Hafenplätze zu schicken.

Es war ein verfrühter Freudenruf, denn noch besaß die evangelische Mission keinerlei Rechtstitel. England hatte beim Friedensschluß nicht an die Pflichten einer christlichen Macht, es hatte nur an seine Handelsinteressen gedacht. Und das in der herzlosesten Weise. Als die chinesischen Kommissäre nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen, die ihnen der britische Gesandte auferlegt hatte, mit bewegter Stimme fragten, warum doch die Engländer den Opiumbau in ihren indischen Besitzungen nicht untersagten? sie sollten es doch den Chinesen zu lieb wohl thun können! antwortete Sir Henry Pottinger kalt: „Euer Volk muß tugendhafter, und eure Beamten unbestechlich werden, dann wird die Opium-Einfuhr in euer Land von selbst aufhören. Wollten wir dem Opiumbau ein Ende machen, so würden andre Leute euch die Waaren bringen. Ihr könnt nichts besseres thun, als den Handel für gesetzmäßig erklären." Wenn auch der Kaiser jetzt noch jeden Vorschlag, die Opium-Einfuhr gesetzlich zu gestatten, mit Entrüstung zurückwies, obgleich dadurch jährlich eine Summe von fast 12,000,000 ℳ in seinen Schatz geflossen wäre, war durch die Friedensbedingungen die Einfuhr der Schmugglerwaare natürlich vielfach erleichtert worden. Nicht bloß Engländer, sondern auch Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Perser und Hindus betheiligten sich dabei, und die unersättliche Gier der Chinesen nach dem zerstörenden Gifte wuchs mit dem vermehrten Vorrath. Höhere und niedere Mandarinen scheuten sich nicht, große Summen Geldes als Bestechung von den eingebornen Opiumschmugglern in die Tasche zu stecken und dem im großartigsten Maßstab betriebenen Schleichhandel durch die Finger zu sehen; alle besser denkenden Chinesen aber sahen in den ausländischen Kaufleuten mit steigender Erbitterung zum Untergang ihres Volkes verschworene „fremde Teufel".

So kam das Jahr 1850 heran, in welchem der Kaiser Tao-kwang,

der den Frieden von Nanking unterzeichnet hatte, starb. Sein 19jähriger Nachfolger Hien-fong trat bald als entschiedener Feind der Fremden auf. Er entließ die alten Beamten, welche den Frieden von Nanking mit unterzeichnet hatten, und setzte an ihre Stelle echte Söhne des Reichs der Mitte, die sogleich eine feindselige Haltung gegen die Fremden annahmen und strenge Verordnungen gegen das Christenthum erließen. Am weitesten gieng in seinem Fremdenhaß der grausame, über die beiden Provinzen Kwang-tong und Kwang-si gesetzte Generalstatthalter Jeh. In seiner Nähe konnte natürlich eine Kleinigkeit zum zündenden Funken werden, der die Flamme des Kriegs aufs Neue entfesselte. Sie kam, indem ein Flußbeamter im Okt. 1856 ein mit englischen Schiffspapieren versehenes chinesisches Fahrzeug mit Beschlag belegte und 12 Matrosen desselben als der Seeräuberei verdächtig ins Gefängniß werfen ließ. Der englische Konsul trat dazwischen und wurde beschimpft. Der britische Generalbevollmächtigte in Hongkong machte Vorstellungen und begegnete von Seiten Jeh's geringschätziger Gleichgiltigkeit. Nicht besser gieng es Anfangs dem Admiral der britischen Flotte. Gegenseitige Beschuldigungen und Drohungen folgten. Endlich rief der Admiral, nachdem er lange gewartet und gewarnt hatte, alle in der Nähe befindlichen Kriegsschiffe herbei und beschoß die Stadt. Mit dieser Demonstration mußte er sich wegen ungenügender Streitkräfte vorerst begnügen. Jeh aber erfüllte jetzt die ganze Provinz mit Erlassen, die alle darauf berechnet waren, die blutigste Rache des Volks gegen die Ausländer zu entzünden. Doch nicht etwa zu offenem, ehrlichem Kampf für Kaiser und Reich rief er es auf, sondern zu tückischem Meuchelmord. Er setzte Preise auf die Köpfe der Fremden und veranlaßte dadurch eine ganze Reihe von Blutthaten; ein Bäcker in Hongkong verfiel sogar auf den teuflischen Gedanken, durch vergiftetes Brot allen Ausländern zumal ein Ende zu machen. Zwei- bis dreihundert Personen aßen von diesem Brot, allein glücklicher Weise war die beigemischte Quantität von Arsenik so groß, daß sich fast überall die Natur durch heftiges Erbrechen von selbst half.

Erst im Oktober 1857 langte Lord Elgin mit bedeutender Kriegsmacht an, die durch den Sipahi-Aufstand in Indien aufgehalten worden war. Frankreich schloß sich wegen der Ermordung eines Priesters, für die keine Genugthuung zu erlangen war, der englischen Kriegserklärung an, Nordamerika und Rußland betheiligten sich wenigstens durch Bevollmächtigte. In wenigen Tagen war

Kanton erobert. Jeh fiel in die Hände der Sieger und wurde als Kriegsgefangener nach Kalkutta gebracht. Durch Kantons Fall war aber der Hof in Peking noch nicht gedemüthigt, darum fuhr die Flotte gegen den Peiho hin. Erst als die Verbündeten Sieg um Sieg errangen und in Tientsin nur noch 35 Stunden von Peking standen, brach der Trotz des Kaisers, so daß im Juni 1858 mit jeder der betheiligten Mächte besonders der Vertrag von Tientsin geschlossen wurde. China verpflichtete sich darin zur Bezahlung der Kriegskosten, zur Eröffnung 7 weiterer Hafenplätze für den ausländischen Verkehr, zur Gleichstellung der ausländischen Konsuln mit den chinesischen Bevollmächtigten, zur Zulassung von Gesandten der Westmächte in Peking und zur Duldung des Christenthums jeden Bekenntnisses. Dazu kam noch für jede der Westmächte eine für ihre besonderen Interessen charakteristische Klausel. Rußland, schon seit 200 Jahren unabläßig darauf bedacht, seine asiatischen Grenzen ost- und südwärts vorzuschieben, wußte sich die Abtretung des linken Amurufers zu verschaffen. Frankreich, die erklärte Schutzmacht der katholischen Mission, erlangte das Versprechen der Zurückgabe alles von den Jesuiten seit 1724 verlorenen Grundbesitzes und die Anerkennung des französischen Protektorats über die zur französischen Kirche bekehrten Unterthanen des chinesischen Reichs. England forderte und erhielt die gesetzliche Zulassung der Opium-Einfuhr.

Kein Wunder, daß die chinesische Regierung sich nicht entschließen konnte, diese Verträge ihren Unterthanen mitzutheilen! Indessen bestanden die Westmächte zu weiterer Demüthigung des chinesischen Dünkels darauf, diese Verträge nur in der Hauptstadt selbst unterzeichnen zu lassen. Die Chinesen ihrerseits versuchten dieser barbarischen Hartnäckigkeit noch einmal mit Gewalt und List entgegenzutreten, indem sie im Juli 1859 durch die den Eingang nach Tientsin und Peking bewachenden Taku-Festungen ein verrätherisches Feuer auf das kleine Geschwader der englisch-französischen Bevollmächtigten eröffnen ließen. Den schmählichen Treubruch zu rächen, erschien im Aug. 1860 nicht eine friedliche Gesandtschaft, sondern ein drohendes Heer vor den Festungswerken von Taku. Bald waren sie erstürmt und Tientsin von den Verbündeten besetzt. Jetzt sandte der Kaiser Bevollmächtigte, um mit den siegreichen Alliirten zu unterhandeln, die nun natürlich verschärfte Friedensbedingungen stellten. Als die Mandarinen vorgaben, darauf nicht eingehen zu können, brach das englisch-französische Heer sofort nach Peking auf. Nun eilten den

Verbündeten neue Botschafter entgegen und versicherten, unbedingte Vollmacht zu haben, Frieden zu schließen; nur daß das Heer nicht weiter marschire und keine feindliche Macht sich Peking nähere. Der englische Befehlshaber, Lord Elgin, war bereit zu unterhandeln. Er ließ die chinesischen Bevollmächtigten einen Lagerplatz für sein Heer bestimmen und befahl diesem augenblicklich Stillstand. Als sich aber Oberst Walker mit dem die Expedition als Dolmetscher begleitenden Konsul Parkes und einigen andern Engländern arglos an die betreffende Stelle begab, um die nöthigen Anstalten zum Aufschlagen des Lagers zu treffen, lauerte hier abermals feiger Verrath. Statt eines freien Platzes fand das Häuflein Engländer die ganze chinesische Armee unter dem mongolischen Prinzen Sang-ko-lin-sin in Schlachtordnung aufgestellt, und bald sahen sie sich als Kriegsgefangene in der Hand eines grausamen Feindes. Geknebelt wurden sie nach Peking geschleppt, in das gemeine Gefängniß geworfen und so mißhandelt, daß einige unter ihren Qualen starben. Allein San-ko-lin-sin vermochte das Heer der Verbündeten nicht aufzuhalten; nach zwei siegreichen Gefechten rückte dasselbe bis unter die Thore Pekings vor. Nun erschien Prinz Kung, der leibliche Bruder des Kaisers, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Natürlich wurde vor Allem die Auslieferung der Gefangenen gefordert. Noch zögerten aber die Chinesen, daher vorerst in dem außerhalb der Stadtmauern gelegenen prachtvollen Sommerpalast des Kaisers geplündert wurde. Ohne Zweifel half dieses unliebsame Mittel die Entscheidung beschleunigen; man konnte doch die Hauptstadt nicht der Plünderung aussetzen! Also öffnete sich eines ihrer Thore der feindlichen Macht und die überlebenden Gefangenen wurden herausgegeben. Was diese dann von ihren Leiden erzählten, empörte Diplomaten und Militärs dermaßen, daß sie einig wurden, für solche Schändlichkeit eine entsprechende Strafe zu diktiren. Diese bestand in der gänzlichen Zerstörung des Sommerpalastes — eine empfindliche Züchtigung für den Kaiser, wodurch aber dem Volk kein Leid geschah. Im Oktober 1860 fand hierauf die Ratifikation der Verträge statt und im Lauf des folgenden Jahrs schlugen die fremden Gesandten ihre Residenz in Peking auf. So hat denn der Opiumhandel mit all den Verwicklungen und Verträgen in seinem Gefolge China äußerlich geöffnet, innerlich aber hat er durch das schmähliche Licht, das er auf die Träger des Christenthums wirft, Millionen chinesischer Herzen der Predigt des Evangeliums verschlossen.

---

3. Innere Nothstände.

Nicht allein gegen die Fremden kehrte sich indeß der Groll der chinesischen Patrioten wegen der demüthigenden Friedensschlüsse mit England und den darauf folgenden Verträgen; schon der erste derselben weckte auch eine Mißstimmung gegen das herrschende Regentenhaus, aus welcher eine das ganze Reich bedrohende Empörung entsprang. Verschiedene geheime Genossenschaften, deren es in China eine ganze Reihe gibt, verschmolzen sich zu einem Bund, dessen Hauptzweck der Sturz der Mandschu-Dynastie war und arbeiteten dadurch wesentlich einem Manne vor, der mit seinen Anhängern einen merkwürdigen Beweis lieferte, daß troß aller Zähigkeit, womit die Chinesen im Allgemeinen am Alten hängen, sie doch auch im Stand sind, sich in überraschender Weise für neue Ideen zu begeistern. Der Name dieses Mannes ist Hung-siu-tsien. Geboren war er im J. 1813 als der Sohn armer Eltern in der Gegend von Kanton. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit Schule halten. Während einer heftigen Krankheit, in die er im J. 1837 verfiel, hatte er wunderbare Gesichte von einer andern Welt. Sechs Jahre darauf wurde er durch Bücher, die er von einem evangelischen Kolporteur erhielt, mit dem Christenthum bekannt. Was er in diesen Büchern las, schien ihm ein Schlüssel zu sein zum Verständniß der Gesichte, die er während seiner Krankheit gehabt, und er wurde sich nun über folgende Punkte klar: „Es ist nur Ein Gott im Himmel; er ist der Vater aller Menschen, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er hat seinen Sohn in die Welt gesandt, für die Sünden der Menschen zu sterben. Die Menschen kennen Gott nicht und sind verführt von dem Teufel, darum dienen sie den Götzen. Der Sohn Gottes hat die Menschen von der Gewalt des Teufels erlöst durch seinen Tod und seine Auferstehung und hat die Taufe eingesetzt zur Reinigung der Menschen von ihren Sünden. Gott hat mich berufen, die Dämonen zu vertilgen und die Menschen zur Anbetung des wahren Gottes zurückzuführen."

Nun entsagte er allem Götzendienst und suchte seine neuen Grundsätze auch Andern beizubringen. Erst später machte er die Bekanntschaft eines amerikanischen Missionars in Kanton und begehrte von ihm die Taufe, für die ihn aber jener nicht reif fand, worauf Hung-siu-tsien wieder heimkehrte und in seiner eignen Weise zu wirken

fortfuhr. Sein Anhang vergrößerte sich allmählich, doch ohne noch eine politische Bedeutung zu haben. Erst als sich allerlei Unzufriedene und Bedrängte zu ihm gesellten, hauptsächlich aber als eine große Anzahl Seeräuber sich an ihn anschloß, die, von den Engländern besiegt, ihre Schiffe verloren hatten und nur mit dem nackten Leben sich ans Land retteten, wurde die chinesische Obrigkeit auf die neue Verbindung aufmerksam, die so gefährliche Elemente in sich schloß und unter dem Namen Gottesverehrer sich bereits zu großen Gemeinden organisirt hatte. Im J. 1850 kam es zum erstenmal zu einem feindlichen Zusammenstoß dieser Leute mit der Regierung. Die Folge davon war, daß „Gottesverehrer" und Aufrührer fortan gleichbedeutende Begriffe wurden und die Regierung mit Feuer und Schwert gegen sie zu Felde zog. Hung-siu-tsien seinerseits sah nun aber die Regierung, oder genauer gesprochen die Regentenfamilie der Mandschu als Feinde Gottes an, die er so gut wie Dämonen zu vertilgen berufen sei. Er selbst nahm jetzt den Titel Thai-phin-wong, „König des Friedens" an. Sein Reich wollte er gründen durch Vertreibung der Mandschu vom chinesischen Thron und durch Einführung der Religion des wahren Gottes, wie er selbst sie aufgefaßt hatte.

Nachdem er beim ersten Zusammenstoß mit den Kaiserlichen das Glück seiner Waffen erprobt hatte, wälzte er sich, alles was ihm in den Weg kam erdrückend oder in sich aufnehmend, mit seinem Heer wie eine Lawine gegen Norden. Mit Todesverachtung giengen seine Truppen in den Kampf; singend stürzten sie sich dem kaiserlichen Heer entgegen, Mord- und Raublust mit Religiosität vermischend und sich durch immer neue Offenbarungen ihres Führers in ihrem Fanatismus steigernd. Nanking wurde der erste feste Anhaltspunkt der aufständischen Armee. Hier hielt Hung im J. 1853 seinen Einzug, um in der von allen Götzen gereinigten Stadt seine Residenz aufzuschlagen. Von hier schickte er Beamte in alle eroberten Provinzen, wie auch Heerhaufen zu weiteren Eroberungen aus.

Anfangs weckten die Gerüchte, welche von diesen Taiphings in Missionskreise drangen, schöne Hoffnungen. Man hörte, daß Hungs ganze Armee im Worte Gottes unterrichtet werde; man sah Exemplare des ersten Buchs Mose und Theile des Neuen Testaments, welche in Nanking gedruckt worden waren, und es verlautete, daß 400 Drucker mit der Veröffentlichung der ganzen Bibel beschäftigt seien. Die 10 Gebote bildeten die Grundlage der neuen Verfassung; der wahre Gott im Himmel sollte einziger Gegenstand der Verehrung sein und

sein Sohn Jesus Christus als Versöhner bekannt werden. Tägliche Morgen= und Abendgebete, Tischgebete und besondre Gottesdienste wurden festgesetzt. Einige Missionare machten sich sogar zu einem



Englische Missionare bei den Rebellen.

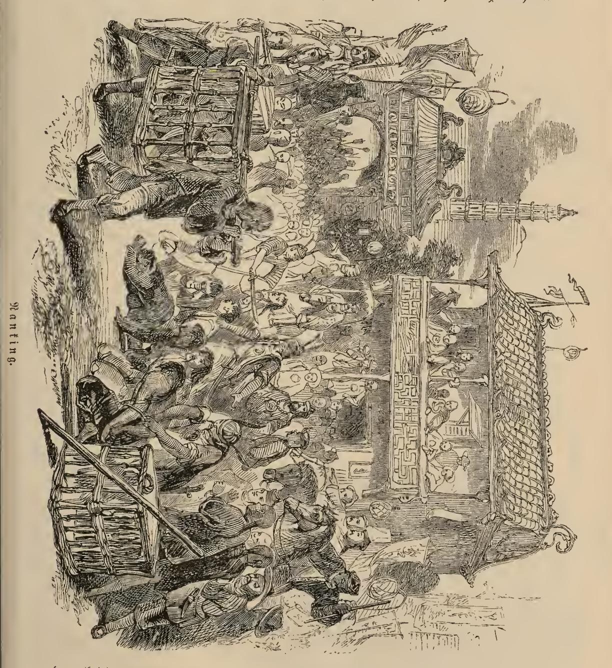
Besuch bei den interessanten Leuten auf (s. Abb). Allein der Geist des Christenthums war mit der Beobachtung solcher äußerlichen Formen eben nicht in diese zusammengewürfelten Haufen gedrungen und je

länger je mehr zeigte sich, daß auch der Anführer selbst vom Fleisch regiert war. Schließlich bildete er sich ein, der zweite Sohn Gottes zu sein, der den Auftrag habe, nicht nur in China die wahre Religion einzuführen, sondern auch Herr und Regent der ganzen Welt zu werden. In diesem Sinn nahm er Besuche, welche ihm Engländer, Franzosen und Amerikaner auf Kriegsschiffen machen wollten, gar nicht an. Ganz wie der chinesische Kaiser ließ er sich nicht selbst vor den Ausländern sehen, sondern ordnete Offiziere geringeren Ranges ab, um mit den Besuchern zu verkehren und sie zu fragen, ob sie den von Gott berufenen König des Friedens als Oberherrn anerkennen wollen und gekommen seien, ihm ihre schuldige Huldigung darzubringen? Die Verheerungen aber, welche diese „Gottesverehrer" während ihrer Kriegführung anrichteten, machten ihren Namen geradezu stinkend in China. Rings um Nanking her war Alles verödet. Wo früher eine dichte Bevölkerung wohnte, traf man nur noch Ruinen und in ihnen hie und da ein Menschenantlitz, auf dem die Todesschrecken deutlich zu lesen waren. Auch die schöne Stadt selbst und ihr herrlicher Porcellanthurm fielen ihrer Zerstörungswuth zum Opfer (S. 35).

Noch wogte der Kampf, als der zweite Krieg China's mit den Westmächten ausbrach. Erst nach dessen Beendigung konnte sich das kaiserliche Heer wieder ungehemmt an die Bekämpfung der Rebellen machen, wozu ihm auf die Bitte der Regierung der Beistand eines englischen und französischen Hilfscorps gewährt wurde. Nanking fiel nach tapferer Gegenwehr 19. Juli 1864. Der arme Prophet und viele Häuptlinge tödteten sich selbst, dem verführten Volk wurde Amnestie ertheilt. Viele Reste des Rebellenheers bildeten indeß zuerst zerstreut im Land herumziehende Räuberbanden, die sich wieder vereinigten und 1865 in den Provinzen Fukien, Tsche-kiang und Kiang-si aufs Neue zu solcher Macht gelangten, daß ihre endliche Unterdrückung die Regierung noch viel Mühe und Kraftanstrengung kostete.

Aber auch nach der Ueberwindung der Thai-ping-Rebellion war China noch keine vollkommene Ruhe vergönnt. Noch gibt es dort nämlich verschiedene Stämme der Ureinwohner, Myauz genannt, die schon in der ältesten Landesgeschichte erwähnt werden als Leute, die sich nicht unter den bildenden Einfluß des Kaisers Schun bringen ließen. Diese haben bis heute in den natürlichen Bergfesten der gebirgigen Südprovinzen ihre Unabhängigkeit bewahrt, sich namentlich dem von der Mandschu-Dynastie eingeführten Unterwürfigkeitszeichen

des chinesischen Zopfes widersetzt und alle Bemühungen der kaiserlichen Regierung sie zu unterjochen durch erfolgreichen Widerstand vereitelt, so daß es wieder und wieder zu blutigen Zusammenstößen mit dem Militär kommt. Weit mehr Noth als sie haben jedoch in



Nanking.

den letzten 20 Jahren die zahlreichen Muhammedaner im Norden und Westen des Landes der chinesischen Regierung bereitet. Die blutige Grausamkeit und Verrätherei, mit welcher die Mandarinen einen in der Provinz Jünnan ausgebrochenen Aufstand der Muhammedaner zu unterdrücken suchten, vereinigte diese nur um so fester

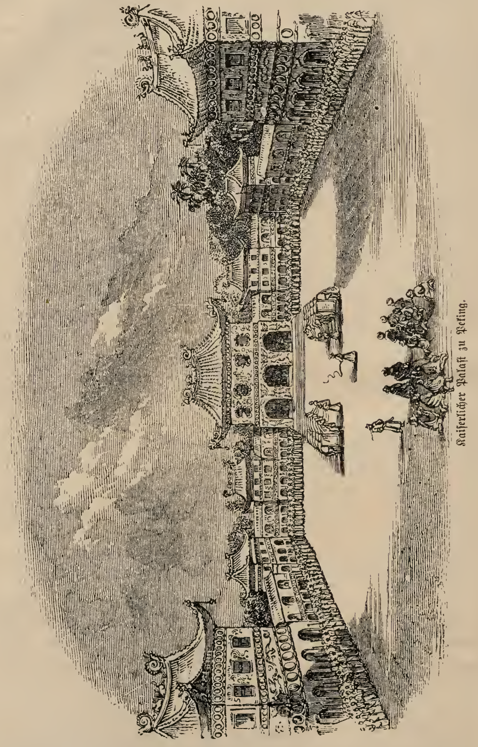
unter sich, so daß es ihnen gelang, einen eigenen kleinen Staat zu gründen, dessen Mittelpunkt die zweite Provinzialhauptstadt Talifu wurde. Auch nachdem im Febr. 1873 Talifu wieder von den Regierungstruppen eingenommen und die Einwohner der Stadt niedergemetzelt worden waren, dauerten in andern Grenzländern die Empörungen der Moslemen fort und offenbarten die Unmacht des Kaiserreichs, von dem sich im äußersten Westen schon in den Jahren 1861 bis 1865 nach der Mekka-Reise des Chans von Chotan die Dsungarei und Ost-Turkestan losgerissen hatten.

Inzwischen war im August 1861 Kaiser Hien-fong gestorben, für dessen fünfjähriges Söhnlein Tschung-tschi Prinz Kung als Haupt der kaiserlichen Familie vorerst die Regierung übernahm. So schwierig unter all diesen innern Wirren die Lage des Regenten war, wußte dieser einsichtsvolle Staatsmann doch den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen und hielt nicht nur fest an den bestehenden Verträgen, sondern schloß sogar neue mit fast allen europäischen Mächten. Vergeblich aber suchte er dem Haß der Chinesen gegen die Europäer entgegenzuwirken; die Unzufriedenheit des Volks kehrte sich vielmehr so sehr auch gegen ihn selbst, daß er im Lauf des Jahrs 1865 sogar mehrere Monate seines Amtes entsetzt war. Namentlich wiegelte die einflußreiche Klasse der Mandarinen das Volk fort und fort gegen die Fremden und namentlich gegen die Christen auf, deren Religion sie in Wort und Schrift alle denkbaren und undenkbaren Greuel aufbürdete. Da und dort war es deßhalb schon zu Ruhestörungen gekommen, als im Juni 1870 der aufgehetzte Pöbel von Tientsin unter den schändlichsten Mißhandlungen 16 Franzosen, 9 französische barmherzige Schwestern, 3 Russen und 40 chinesische Christen angesichts der chinesischen Obrigkeit öffentlich ermordete. Sehr gegen die Absicht seiner Anstifter wurde dieses Blutbad die Veranlassung zu einer neuen Einräumung an die Fremden, und China hatte es wohl nur dem eben entbrannten deutsch-französischen Krieg zu danken, daß es mit so gelinder Strafe davon kam. Den Franzosen die Schuld an diesem Wuthausbruch in die Schuhe zu schieben, vermochte selbst die chinesische Regierung nicht, denn wenn auch die Ausführung des französischen Vertrags von 1860 manches Unrecht gegen chinesische Unterthanen in sich schloß, indem es nicht anders sein konnte, als daß die massenhafte Rückerstattung der einstigen katholischen Kirchengüter nach fast 140jährigem Besitzrecht andrer Eigenthümer die verschiedensten Interessen verletzte, waren dafür noch die-

jenigen Personen gewiß nicht verantwortlich, gegen welche die Wühler in Tientsin die Leidenschaften des Volks entfesselten. Fromme katholische Schwestern, die aus christlicher Liebe nach China gekommen waren, um Waisenhäuser zu gründen und arme, verwahrloste, von ihren eignen Eltern ausgesetzte und dem Tod preisgegebene Kinder christlich zu erziehen — sie wenigstens hatten keinen Theil an etwaigen Ausschreitungen der Bischöfe oder ihres Schutzherrn, des französischen Gesandten. Also wurde ein chinesischer Botschafter nach Paris geschickt, um die französische Regierung für den bedauernswerthen Vorfall um Verzeihung zu bitten. Der Präsident der französischen Regierung gewährte diesem jedoch eine Audienz nur unter der Bedingung, daß auch der französische Botschafter in Peking solcher Ehre gewürdigt werde.

Das war eine harte Zumuthung! Denn unabänderlich fest stand in Peking noch die politische Ueberlieferung, daß der chinesische Kaiser vom Himmel eingesetzt sei, um Alles unter dem Himmel zu regieren. Als Tributträger konnten ja wohl je und je Gesandte andrer Staaten vor ihm erscheinen, aber Repräsentanten einer mit ihm auf gleichem Fuße stehenden Macht hatte noch kein Herrscher von Peking empfangen. Wie sollte es noch gehen in China, wenn die Ausländer zu allen Anmaßungen hin, die sie sich schon herausgenommen hatten, auch noch diese Majestätsbeleidigung hinzufügten? Wie gern gewährte man die Absetzung der Mandarinen in Tientsin und die Hinrichtung einer Anzahl der Rädelsführer bei den dort verübten Greueln, wenn sich nur diese Forderung umgehen ließ! Allein es half kein Sträuben, und da in den Verträgen bestimmt ist, daß jedes Zugeständniß, welches von Seiten der Chinesen einer Nation gemacht wird, auch allen andern Nationen zu gut kommen muß, verstand es sich von selbst, daß die am Hof von Peking beglaubigten Würdenträger von England, Amerika und Deutschland dem französischen Botschafter auf dem Fuße folgen würden, sobald dieser die geheiligten Hallen des kaiserlichen Palastes (S. 38) betrat. Am 29. Juni 1873 kam endlich dieser lang erwartete Tag, nachdem zu Anfang des Jahrs der junge Kaiser Tschung-tschi selbst die Regierung übernommen hatte. Es soll sogar der Wunsch des jungen Monarchen gewesen sein, den Fremden einmal ins Auge zu schauen, und wie hintennach verlautete, hat er die ihnen gewährte Audienz auch gar nicht bedauert, obschon natürlich festgesetzt worden war, daß diese nicht nach chinesischem Hofceremoniell vor ihm niederfielen, sondern sich nur nach europäischer Sitte mehrmals vor ihm verbeugten. Die Hofzeitung aber verschwieg

den demüthigenden Vorfall, und unter dem Volk verbreitete sich das Gerücht, der Anblick des kaiserlichen Angesichts habe die Fremden



Kaiserlicher Palast zu Peking.

dermaßen gelähmt, daß keiner habe ein Wort vorbringen können; den englischen Gesandten habe er so erschüttert, daß er daran gestorben sei, und die übrigen Europäer haben Wochen gebraucht, sich von ihrer

Gemüthsbewegung zu erholen. Indessen lebt Hr. Wade noch, obschon die schwächliche Nachgiebigkeit, welche er gegen die chinesischen Ansprüche beweist, sobald es sich nicht um das Opium, sondern um die evangelische Mission handelt, diesen Hieb wohl verdient hat; der junge Kaiser Tschung-tschi dagegen starb schon im Jan. 1875, den zweijährigen Prinzen Tsin-tien zum Nachfolger hinterlassend.

Eine mit Portugal drohende Verwicklung wurde zu Ende des Jahrs 1873 gütlich beigelegt und damit zugleich ein schweres Unrecht im Verkehr christlicher Nationen mit China beseitigt, das eine Reihe



Chinesischer Kuli.

von Jahren hindurch in der Gegend von Kanton viel zur Erbitterung gegen die Fremden beigetragen hatte. Da arme Chinesen (s. Abb.) es nicht schwer nehmen, sich in ihrer Heimat selbst als Sklaven zu verkaufen, konnte man nämlich im menschenwimmelnden Makao leicht einen solchen um 240—300 ℳ haben. Landete man ihn aber an der Küste des menschenarmen Peru, so galt dieselbe Waare 5—6 Mal so viel, daher eine einzige glückliche Fahrt nach diesem Goldland einen Gewinn von 200,000 ℳ abwarf. Was kümmerte es die Händler, daß die betrogenen Chinesen dort über der ungesunden Arbeit auf den Guano-Inseln und dem schweren Dienst in den Bergwerken wie Fliegen

dahin starben, viele auch aus Verzweiflung sich selbst das Leben nahmen! So entstand nach und nach eine neue Art von Sklavenhandel unter dem Namen freiwilliger Kuli-Auswanderung. Dieser Kulihandel war eines der Hauptmittel, wodurch das portugiesische Makao dem aufstrebenden Hongkong gegenüber seine frühere Bedeutung zu behaupten suchte. Lange konnte man der Sache nicht recht auf den Grund kommen, allmählich aber ließen sich doch die haarsträubenden Greuel nicht mehr wegleugnen, die oft auf der Ueberfahrt nach Amerika stattfanden. Und auch das kam mehr und mehr ans Licht, wie diese Menschenladungen durch betrügerische Agenten von nah und fern zusammengebracht wurden, ohne daß auch nur der zwanzigste Theil wußte, um was es sich handle. Nun trat aber die chinesische Regierung, die ihre eignen Unterthanen schon längst aufs Ernstlichste von der Mithilfe an diesem grausamen Handel abgemahnt und sogar Todesstrafe auf dieselbe gesetzt hatte, mit aller Energie auch gegen die Fremden auf. Sie erließ an alle Lokalbehörden die Weisung, sämmtlichen Frucht- und Passagebooten die Verschiffung von Kulis zu untersagen und die Zuwiderhandelnden auf der Stelle zu bestrafen, auch sandte sie Kreuzer ab, um die Makao-Dampfer im Augenblick ihrer Abfahrt zu durchsuchen. Einen Augenblick schien es zweifelhaft, ob Portugal sich dieser Verordnung fügen und die Durchsuchung seiner Dampfer gestatten werde, allein am 27. Dez. 1873 verkündete der Gouverneur von Makao, daß vom 27. März des folgenden Jahres an alle Auswanderung von Kulis verboten sein werde. So ist in China für die Zukunft wenigstens Eine Schmach von dem Christennamen hinweggenommen, und kein Chinese wird beim Verschwinden seiner nächsten Anverwandten gleich fragen: „Hat ihn etwa ein fremder Teufel übers Meer verkauft?"

Wäre China nur auch schon von dem größeren Fluch des in Indien gebauten Opiums befreit, das von einer christlichen Nation ihm aufgedrungen, wie ein verzehrendes Gift am Lebensmark des ganzen Volkes nagt! Nirgends hat in der That England in seinen Beziehungen zu den Völkern der Erde sich so schwerem Tadel ausgesetzt, wie in seinem Benehmen gegen China. Dieselbe Nation, die in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts sich durch eine großherzige That vom Fluch des Sklavenhandels und endlich auch der Sklaverei in ihren Kolonien losrang und damit eine Hauptursache des Massenmords nach Kräften beseitigte, ja mit beträchtlichen Opfern heute noch in West- und Ostafrika zu beseitigen sich bemüht, bringt in der zweiten

Hälfte des Jahrhunderts, den Klagen, den flehentlichen Bitten der chinesischen Regierung zum Trotz alljährlich Hunderttausende von Chinesen durch ihr Opium ihrer Defizitsfurcht zum Opfer. In Afrika von Tausenden gesegnet, in Ostasien von Millionen verflucht, so steht England mit seiner Kolonial- und Handelspolitik heute vor uns. Wohl fordert der Aufschrei des christlichen Gewissens inmitten des britischen Volkes selbst laut die Entfernung dieses breiten Schmutzflecken von Albions stolzer Flagge, allein die Wurzel dieses riesengroß angewachsenen Uebels jetzt wieder auszureißen ist eine Aufgabe, vor der englische Staatsmänner und Finanzpolitiker fast rathlos dastehen. Denn das eben ist der Fluch des Bösen, daß es schlingpflanzenartig um sich wuchert und zugleich denen, die es gesäet, übers Haupt wächst. Es ist darum ein lehrreiches Warnungsexempel, die Geschichte des englischen Opiumhandels in ihren Hauptzügen zu verfolgen.

Das, wie bekannt, aus dem Mohnsaft durch Einschnitte in die grünen Samenkapseln gewonnene Opium war als Berauschungsmittel unter Türken und Persern schon im 16ten Jahrhundert in allgemeinem Gebrauch; in China scheint es erst etwas später in Anwendung gekommen zu sein, und zwar nur als ein beruhigendes und schmerzstillendes Arzneimittel, wie es in Europa gebraucht wird. Jahrhunderte lang dachte in China Niemand daran, es als Luxusgegenstand zu genießen, der Verbrauch war daher ein ganz geringer. Bis zum Jahr 1767 überstieg das von Indien eingeführte Quantum nicht 200 Kisten per Jahr. Es wurde als Arzneimittel vom chinesischen Zollamt zugelassen, und der Handel damit von den Portugiesen in ganz legaler Weise geführt. In Ostindien war die Opiumbereitung ein Monopol der muhammedanischen Herrscher gewesen; als dann a. 1757 die Besitzungen des Großmoguls an die englisch-ostindische Kompagnie übergiengen, fiel ihr auch dieses Kronrecht als Beutestück zu, und von ihr gieng es nach Auflösung der Kompagnie 1858 an die Königin von England, nunmehr Kaiserin von Indien, über. Die bedenkliche Erweiterung des Opiumhandels aber, die gewaltsame Ausdehnung des Opiumgebrauchs in China von einem Arzneimittel zum höchsten Genußmittel der Gesunden, d. h. der Raucher, fällt vor Allem der Kompagnie und ihrer habgierigen Handelspolitik zur Last und beginnt in der traurigen Periode, als unter Warren Hastings, dem ersten Generalgouverneur von Bengalen, ungestraft in Indien so viel Unrecht von Seiten der Engländer geschah.

Es war im Jahr 1773, daß die Kompagnie durch Absendung

einiger stark bewaffneten Schiffe das erste kleine Opiumgeschäft mit China machte. Der hiemit eröffnete Handel entwickelte sich seitdem *in drei Stadien*; bis 1800 ward er fortgeführt ohne viel Aufsehen zu machen, und Opium als Medicin declarirt und eingeführt. Von da an war die Einfuhr bis 1860 *verboten*, der Handel damit aber trotz aller Edikte, Strafandrohungen, Bitten und Gewaltmaßregeln der chinesischen Regierung als *Schleichhandel* durch englische und chinesische Schmuggler fortgesetzt. Seit 1860 endlich ist das Verbot aufgehoben, und diese Waare auf gleichen Fuß mit andern Handelsgegenständen gestellt. Die Zunahme der indischen Opiumausfuhr in unsrem Jahrhundert aber veranschaulichen kurz folgende Zahlen: im Jahr 1800 waren es etwa 5000 Kisten per Jahr; 1825: 12,000; 1850: 50,000; und 1875 rund 90,000, während im gleichen Jahr der medicinische Bedarf für Großbritannien sich nur auf 165 Kisten belief. Ueber 50 Jahre hindurch hatte also die ostindische Kompagnie nicht für ihre Unterthanen, denen der Genuß streng untersagt blieb, sondern lediglich für China Opium gepflanzt, obschon es wußte, daß diese Waare dort verboten und ihre Einfuhr mit den schwersten Strafen bedroht war, also mit der offenen Absicht, daß es dort eingeschmuggelt werde. Ja, sie hatte sich nie die Mühe genommen, dieß auch nur etwas zu verdecken oder zu entschuldigen! Es war gar zu bequem, einen beträchtlichen Theil der für die Verwaltung Indiens nöthigen Revenüen (160 Mill. Mark) durch die Opiumschmuggler aus chinesischen Taschen einsammeln zu lassen. Dann wurde die Opiumeinfuhr für legal erklärt, aber nur durch gewaltsamen Druck auf die niedergeworfene Regierung und gegen die gewissenhafte Ueberzeugung der chinesischen Nation.

Was man aber auch immer schon zur Beschönigung des Opiumgenusses gesagt hat, so steht es nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner Chinas fest, daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch dieses verführerischen Giftes schnell zur Leidenschaft wird und dann den Konsumenten mit der Zeit körperlich, sittlich und ökonomisch zu Grunde richtet. Ursprünglich sucht der Opiumraucher vielleicht nur ein Reizmittel darin, nimmt vielleicht nur einen oder zwei Züge, um seine Arbeitskraft zu steigern; oder er sucht ein Beruhigungsmittel, um nach vollbrachter Arbeit die nervöse Aufregung zu beschwichtigen. Oder es ist ihm etwa gegen Kopfweh und dgl. ein Zug aus der Opiumpfeife angerathen worden; er findet wirklich Linderung dadurch, und nun kehrt er immer wieder gern zur Pfeife zurück, bis er es gewöhnt ist und nicht mehr lassen kann. Denn auf den angenehmen

Reiz folgt eine entsprechende Erschlaffung und Ruhelosigkeit. Nun sucht er diese zu vertreiben durch eine abermalige Pfeife. Dieser Zustand kann Jahrelang dauern, wie beim Säufer die häufige Betrunkenheit, ohne daß die Gesundheit sofort zusammenbricht. Mit einiger Willenskraft könnte er in diesem Stadium die üble Angewöhnung noch abschütteln. Aber dies ist selten der Fall. Denn ungleich mehr als dem Trinker geht ihm die Willenskraft unvermerkt verloren, und die Regel ist, daß er fortfährt, bis er in ein frühes Grab sinkt. Er kann ohne sein Opium nicht mehr in Ruhe leben. In der Zwischenzeit zwischen dem Opiumgenuß foltert ihn eine solche Sehnsucht und Unbehaglichkeit, ja mit der Zeit auch solche Schmerzen Leibes und der Seele, daß er bald wieder durch neuen Genuß des „schwarzen Kothes" sie auf kurze Zeit zu vergessen suchen muß. Die ursprünglich kleine Quantität wirkt bald nicht mehr; so muß er sie verdoppeln, verdreifachen, ja verzehn- und verhundertfachen. Folgen dieses unseligen Hanges aber sind: Verlust des Appetits, Abmagerung, fahles, bleiernes Aussehen, Reizbarkeit des Temperaments, Hang zur Lüge und Betrügerei, beständiger Zeitverlust durch das viele Schlafen, Verarmung durch die immer größeren Ausgaben für das Opium, Vernachlässigung der Familie, Versetzung der Kleider, und endlich — Verkauf der Kinder! „Ich glaube nicht," sagt der französische Reisende Carné, „daß es jemals eine schrecklichere Geisel in der Welt gab als Opium. Der Schnaps, den Europäer brauchen, um Wilde zu ruiniren, die Seuche, die eine Gegend heimsucht, ist nichts im Vergleich mit den Wirkungen des Opiums." — Eine besonders traurige Thatsache hiebei ist, daß die ärztlichen Heilungsversuche mit den Opiumrauchern immer aussichtsloser werden. Früher, als die Missionsärzte ihr Werk in China begannen, wurden noch Manche geheilt, jetzt sinken nahezu alle, die als geheilt aus einem Spital entlassen werden, nach wenigen Monaten in ihr altes Laster zurück. Mit Recht sagen daher die Chinesen vom Opiumraucher: „er zimmert seinen eigenen Sarg." Und ein Chinese in England rief aus: „Keine Sprache kann alle die Greuel schildern, die der Opiumgenuß in China erzeugt. Tausende, ja Millionen von Familien sind dadurch ruinirt worden; er führt zu einer Existenzweise, welche wir Chinesen nur als ein Leben in einer zweiten Hölle bezeichnen. Indem der Opiumraucher von den Seinen Geld zu allerlei nöthigen Dingen verlangt, es aber stets auf Opium verwendet, verliert er alles Vertrauen der Familie; den Tag über schläft er, bei Nacht raucht er und träumt so sein Leben hinweg."

Alles das weiß man in England. Hat doch der Direktorenhof der ostindischen Compagnie einst selbst der bengalischen Regierung geschrieben: „der Opiumhandel widerstrebe ihren Gefühlen so sehr, daß sie aus Mitleid mit der Menschheit dem Opiumverbrauch gern ein völliges Ende machen möchten, wenn sie könnten!“ Dennoch aber ist der Vertrag von Tientsin trotz wiederholter flehentlicher Bitten der Chinesen um Aufhebung der betreffenden Klausel bis heute aufrecht erhalten worden. Da kommt nun Gott mit andern Mahnstimmen. Indien selbst hat schon schwer unter der von der Regierung auf jede Weise beförderten Mohnkultur zu leiden gehabt, indem dadurch allmählich 1 Million Morgen des fruchtbarsten Landes der Kornproduktion entzogen wurde, was bei der verheerenden Dürre, womit in den letzten Jahren bald diese, bald jene Provinz des indischen Reiches heimgesucht wurde, und den daraus entstehenden Hungersnöthen schwer in die Wagschale fiel. Auch werden die indischen Bauern zusehends Sklaven des Opiumgenusses. Sodann wird immer allgemeiner anerkannt, wie schwer auch die Opiumeinfuhr den englischen Handel in China schädigt. Als ein chinesischer Oberbeamter in Schanghai gefragt wurde, wodurch der englische Handel mit China am besten gefördert werden könnte, erwiderte er: sendet uns nicht so viel Opium, so werden wir im Stande sein, eure Manufakturen zu kaufen. Und ein englischer Kenner China's nennt die Opiumeinfuhr einen handelspolitischen Fehler, denn der ohnehin schon starke Widerwille der Chinesen gegen alles Ausländische ist dadurch vielfach bis zur Feindseligkeit gesteigert worden. Diese feindselige Gesinnung war ein beständiges Hinderniß gesunder Fortentwicklung für China und eine stete Gefahr für seine Beziehungen zum Ausland. „Hätten wir nicht in der Opiumfrage eine falsche Stellung eingenommen,“ sagt Dr. Williamson, „so glaube ich, das chinesische Reich wäre heute offen von einem Ende zum andern. Die kurzsichtige Gier unsrer Opium-Pioniere, die sich schnell aus diesem Artikel Vermögen erwarben, das doch nur Wenige von ihnen behalten und genießen durften, hat ihren Nachfolgern als Erbe einen verkrüppelten Handel und den Fluch einer großen Nation hinterlassen.“

Hoffen wir, daß diese Betrachtungen zusammen mit dem wachsenden Unwillen der öffentlichen Meinung Englands über die bisherige Opiumpolitik einen Parlamentsbeschluß hervorrufen mögen, der die englische Regierung auffordere, freiwillig jene Klausel des Vertrags von Tientsin aufzugeben, der die Opiumeinfuhr in China legalisirt

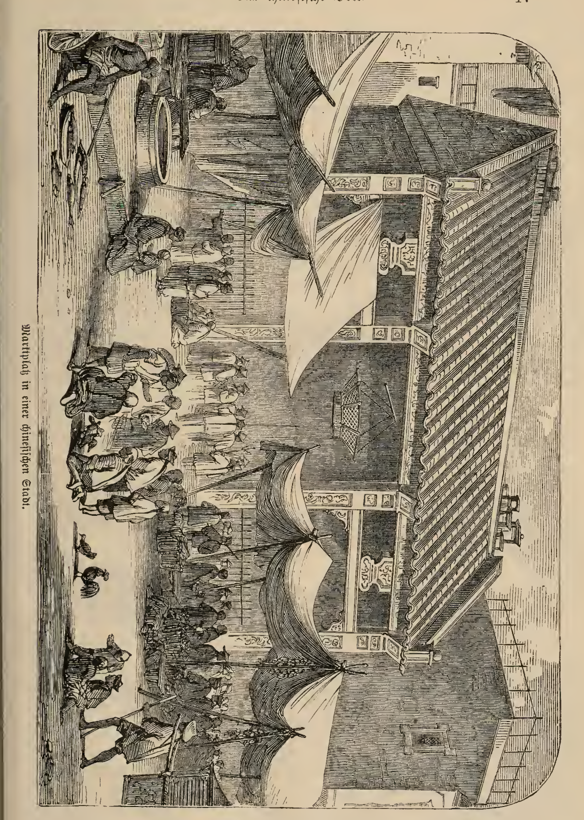
und dadurch unsägliches Unheil gestiftet hat. Durch seine aller Warnungen spottende Opiumpolitik hat England es allerdings dahin gebracht, daß es nach menschlicher Berechnung diesen Handel jetzt nicht mehr aufgeben kann, ohne seine indischen Finanzen, die mindestens ein Siebentel ihrer Einkünfte daraus beziehen, einem zeitweiligen Bankerott auszusetzen. Das Aufgeben seines schweren Unrechts ist darum nur möglich durch eine Glaubens- und Gewissensthat.

Möchte man aber denken, es sei bereits zu spät, der Opiumseuche in China noch zu steuern, so vermag ernster guter Wille mit Gottes Hilfe viel. Wohl hatte man angefangen, in China selbst auch Opium zu bauen, da seine Einfuhr ja doch nicht zu verhindern war, aber die furchtbare Hungersnoth hat deutlich den höheren Werth der Nahrungspflanzen gegenüber den Mohnpflanzungen gezeigt; ja man betrachtete in Schansi diese Hungersnoth geradezu als ein Strafgericht für die vielen dortigen Opiumpflanzungen. Eine heilsame Furcht hat die Leute ergriffen, und der Wunsch, dieses Laster los zu werden, scheint sich weit zu verbreiten. Aufs entschiedenste hat nun die chinesische Regierung alle Mohnkultur verboten. Auch unter den heidnischen Chinesen bilden sich seit einiger Zeit, wie früher unter den Bekehrten Anti-Opiumgesellschaften. So 1876 ein Verein von Stadtältesten und Literaten in Kanton, der durch seine Freunde in London einen rührenden Aufruf an die englische Christenheit richtete um Unterstützung ihrer Bestrebungen, den Opiumgenuß auszurotten. Sie erklären in diesem Aufruf, „wenn man die Dinge gehen lasse, wie sie gehen, so gebe es keine Rettung für China mehr." Und diese Vereine entwickeln eine große Thätigkeit. In der Kantonprovinz soll der Landadel schon in mehr als 1000 Dörfern es allen Familienhäuptern eingeschärft haben, daß sie ihre Kinder vor der Annahme des Opiumlasters bewahren, und die damit schon behafteten bei Strafe des Ausschlusses aus dem Familienverband zum Aufgeben dieser Gewohnheit auffordern. In drei großen Städten schloß der Ortsadel sämmtliche Opiumhöhlen. Aus all dem ergibt sich klar, daß China und seine Regierung heute noch ebenso ernstlich und aufrichtig wünschen, vom Opiumelend loszukommen, wie damals, als der chinesische Kommissär Lin der Königin Viktoria schrieb: „wir wollen in diesem Lande den Genuß des Opiums verbieten, und Sie verbieten in den Ländern unter Ihrem Scepter dessen Manufaktur."

Doch sehen wir uns nun etwas näher unter der chinesischen Bevölkerung um.

4. Das chinesische Volk.

Wem von uns wären nicht von Kindheit auf durch Bilderbögen, Teller, Tassen oder Theebüchsen die bezopften Söhne des himmlischen Reiches mit ihren dachförmigen Hüten wohlbekannte Gestalten? Ihre fetten, meist gut gebauten Körper, die gelben, breit und grob geschnitzten Gesichter und die kleinen, schiefgestellten Augen verrathen deutlich ihre Verwandtschaft mit den Mongolen. Wie allerwärts, so äußert auch in China der Charakter der Gegend einen unverkennbaren Einfluß auf die Bewohner. Man merkt es einem Chinesen recht wohl an, wo er großgewachsen ist — ob da, wo in den Eisen- und Silberbergwerken zwischen den himmelhohen Bergen unermüdlicher Fleiß gräbt und hämmert; ob da, wo der Alpenbauer nur spärlich an jähen Abhängen sein Vieh weidet und an den Abgründen die heilsame Rhabarberpflanze zum Verkauf sucht; ob in den innern Provinzen, wo der Landmann jede Handbreit Erde bis zum Gipfel der Berge hinauf benützt und rastlos seinen Boden bewässert, seinen Reis pflanzt und versetzt, säet und erntet; ob einer in dem ameisenartigen Menschengewimmel der Hauptstädte (S. 47) zu Hause ist, oder ob er sein Leben lang die Wogen des Oceans geschaut und die eintönige Uferbrandung gehört hat, vielleicht nur auf Floß oder Schiff geboren und erzogen und darauf angewiesen ist, dem Meer seine Nahrung abzugewinnen. Anders wirken die mächtigen Ströme auf Gemüth und Leben ihrer Anwohner da, wo sie in brausenden Strudeln sich durch die westlichen Bergthore reißen und das kühne Floß mit Gefahr über die Felsstufen hinabführen, anders da, wo sie zum Meere erweitert — der Hoangho gelb vom Sande der Mongolei, der Jangtsekiang tiefblau — durch Tausende von Fahrzeugen belebt, in stillem Zuge dahinströmen. Die Gebirgsbewohner sind ein kühnes, unerschrockenes Geschlecht, in dessen hohen Gestalten und markirten Zügen noch ein Hauch von Poesie liegt; den Städtern dagegen, die Alle nur darauf bedacht sind reich zu werden, sieht man von ferne schon die traurige Gewohnheit an, unaufhörlich ihren Gewinn und Verlust zu berechnen und jede Person, die ihnen begegnet, nach dem Stand ihrer Börse zu schätzen. Trotzdem aber fühlt sich — die Moslemen und ein paar wilde Urstämme ausgenommen — das ganze Volk von der großen Mauer bis zur indochinesischen Halbinsel hinab als eng verbunden und führt seinen Ursprung auf 100 Familien zurück,



Marktplatz in einer chinesischen Stadt.

deren Namen in einem kleinen Büchlein verzeichnet sind, das fast in allen Häusern zu treffen ist. Vielleicht war dieß die Zahl der ersten Einwanderer, die aus Mittelasien ostwärts zogen und deren Nach=

kommen sich allmählich nicht nur über die 18 Provinzen des Reichs verbreiteten, sondern einige derselben so überfüllten, daß aus ihnen sich alljährlich ein Strom von 2—3 Millionen Auswanderern nach Siam, Malaka und allen Inseln des indischen Archipels, wie auch nach Australien, den Philippinen, den Sandwich-Inseln und der Westküste Amerikas ergießt, während gleichzeitig landeinwärts ein beträchtlicher Abfluß nach Tibet und der Mandschurei stattfindet. Ganze Dörfer sind in China von Leuten bewohnt, welche denselben Familiennamen haben, obwohl solche nie unter einander heirathen dürfen. Die einzelnen Ortschaften werden in patriarchalischer Weise durch die Familienhäupter oder Dorfältesten regiert, von welchen die Handhabung der Ruhe und Sicherheit weit mehr abhängt als von der Obrigkeit, die oft blutige Händel zwischen Nachbardörfern stattfinden läßt, ohne sich darein zu mischen. Je zahlreicher eine Familie, desto größer ist ihr Einfluß und ihre Macht. Aber nicht nur in bürgerlicher, sondern auch in religiöser Hinsicht sind dem Chinesen die Familienbande groß und heilig, denn die göttliche Urkraft Yang und der göttliche Urstoff Yin, deren Vereinigung ihre Philosophie den Ursprung aller Dinge zuschreibt, haben ihr Bild in den beiden Gatten. Die Familie trägt das Geheimniß der Weltentstehung in ihrem Schoße, in ihr setzt sich das göttliche Urleben weiter fort. Deßhalb ist die Ehe dem Chinesen eine Pflicht, der kein Tugendhafter sich entziehen darf. Der Ehelose bricht die fortlaufende Kette der Familie ab und frevelt an der Kindespflicht gegen die Eltern, indem er sie des Glücks zahlreicher Nachkommenschaft beraubt und keine Sorge trägt, daß den abgeschiedenen Geistern der Vorfahren Verehrung und Opferspenden dargebracht werden. Die Eltern haben als Stellvertreter des Himmels ein unbeschränktes Recht über ihre Kinder, nicht minder aber die Pflicht, sie gut zu erziehen, worüber sie sogar vom Staat zur Rechenschaft gezogen werden können. Erste und heiligste Pflicht der Kinder ist es andrerseits, die Eltern zu lieben, zu ehren und ihnen zu gehorchen. Kindesliebe steht höher als Gattenliebe, höher selbst als die Ehrfurcht vor dem Kaiser. Undank gegen Vater und Mutter verfällt dem allgemeinen Abscheu; wer seine Eltern durch Worte beschimpft, wird nach dem Gesetz erdrosselt. Und diese Grundsätze sind in China nicht leere Theorie; nein, wenn auch in Schwachheit und oft nur in oberflächlichem äußerlichem Gehorsam, haben die Chinesen als Volk wirklich seit dem grauesten Alterthum ihre Eltern geehrt, und gewiß dürfen wir eine buchstäbliche Erfüllung der das vierte Gebot begleitenden

Verheißung darin sehen, daß sie als solches so beispiellos lange gelebt haben in dem Lande, das der Herr ihnen gegeben hat (s. Abb.).



Chinesische Familie.

So schöne Züge übrigens das chinesische Familienleben, verglichen mit andern heidnischen Völkern darbietet, ist ein chinesisches Heim=

wesen doch keineswegs die Friedensstätte, zu der das Christenthum ein Haus weiht. Auch hier ist die Gattin, obschon ihre Stellung eine etwas bessere ist als in andern Heidenländern, mehr das Spielzeug oder die Dienerin als die ebenbürtige Gehilfin des Mannes. Nie lassen sich Mann und Frau öffentlich mit einander sehen. Geht der Mann in den Tempel, um den Göttern seine Verehrung darzubringen, so darf die Frau ihn nicht begleiten, doch hat sie die Freiheit, allein hinzugehen. Selbst zu Hause findet keine gemeinsame Mahlzeit statt, sondern der Vater ißt besonders mit den Söhnen und die Mutter mit den Töchtern. Sodann ist hingebende Elterntreue in China ein viel selteneres Ding als kindliche Liebe und Ehrerbietung: Missionare in Ningpo sahen selbst mit an, wie ein Vater seinen ungerathenen Sohn in einen Sack band und lebendig ins Wasser warf, um ihn als ein unwürdiges Glied der Menschheit zu ersäufen. Wohl wird die Geburt von Knaben immer mit großer Freude begrüßt, und namentlich in wohlhabenden Familien sind sie der Mutter Lust und Stolz (S. 51); bei einem Mädchen aber entsteht in übervölkerten Gegenden sofort die Frage, ob es auch der Mühe werth sei es aufzuziehen? Söhne sind die Stütze und der Trost der Eltern im Unglück und Alter; Söhne allein können ihnen auch nach dem Tode noch die nöthige Handreichung leisten; Töchter dagegen gewähren keine Hoffnung, den Familiennamen des Vaters fortzupflanzen und den Geistern ihrer Ahnen die Opfer darzubringen, deren sie bedürfen. Mit der Verheirathung gelten sie ohnedieß nicht mehr für Glieder der Familie, sondern gehören ganz der ihres Gatten an, wozu also sie groß ziehen? Zudem ist ja das Leben eines Weibes so unglücklich, daß es für die kleine Neugeborne eher eine Wohlthat ist, sie zu tödten. Manche Schauerberichte, die man über den chinesischen Mädchenmord früher zu hören bekam, mögen übertrieben gewesen sein, aber die Wirklichkeit ist immer noch schauerlich genug. Erst kürzlich schrieb z. B. eine Missionsfrau aus der Nähe von Futscheu, daß, wenn sie bei ihren Hausbesuchen, chinesischer Sitte gemäß, zuerst jedesmal nach der Zahl der Kinder fragte, sie nur sehr wenige Familien gefunden habe, die ein Mädchen aufzuweisen hatten; auf ihre direkte Frage aber: „Wie viel Mädchen habt ihr?" habe man ihr lachend geantwortet: „Wir füttern sie den großen Fischen." Und in Swatau gestanden 40 alte Frauen einer Missionsfrau, zusammen 78 Mädchen getödtet zu haben. Vergeblich eifern chinesische Schriftsteller selbst gegen diese Unsitte und gründen Gesellschaften dagegen: auf einsamen

Gängen sieht man noch immer hie und da die Leichname kleiner Mädchen in hohlen Bäumen, in Löchern oder auch in einem brunnenartigen niedrigen Gemäuer liegen. Am wirksamsten steuern dem Mädchenmord die in manchen großen Städten gegründeten Findelhäuser, mit deren Hilfe sich jede Mutter ihrer Kleinen entledigen kann, denn das chinesische Strafgesetz kennt das Verbrechen des Kindermords nicht. — Eine qualvolle Leidensschule beginnt für die Mädchen



Chinesisches Kind in seiner Winterwiege.

der höheren Stände meist schon mit dem 4ten Jahr durch die planmäßige Verkrüppelung ihrer Füße. Weil nämlich unmöglich winzige Füßlein für die höchste Schönheit gelten, zwängt man sie gewaltsam zwischen Eisen und umbindet und verzerrt sie, bis sie zu formlosen Klumpen werden und gerade den Dienst, zu dem sie bestimmt sind, nicht mehr verrichten können. Der Gang der chinesischen Damen ist daher schwankend und unsicher (S. 52), ältere Frauen nehmen wohl

auch einen Regenschirm, um sich darauf zu stützen. Die Schmerzen, welche die Mädchen bei diesen Operationen leiden müssen, sind grausam, und oft bilden sich in Folge davon sogar böse Geschwüre. Allein was thun? So will es nun einmal seit bald tausend Jahren die chinesische Sitte. Nur die Mandschu-Frauen und die Weiber der niedrigen, hart arbeitenden Klassen oder feile Dirnen haben ihre natürlichen Füße; kein anständiges chinesisches Mädchen kann so erscheinen. Ueber den Ursprung dieser unnatürlichen Sitte haben sich verschiedene Meinungen verbreitet. Einige sagen, sie sei eine Nachahmung einer populären Kaiserin, welche Klumpfüße hatte; Andere behaupten, sie sei den Frauen von ihren Männern auferlegt worden, um sie dadurch vom Herumschweifen abzuhalten u. dgl. mehr.


Chinesische Dame.

Die geistige Ausbildung der Mädchen wird in der Regel sehr vernachlässigt. Die ganze Unterweisung, die eine Tochter erhält, beschränkt sich gewöhnlich auf die Kunst Reis zu kochen, Kohl zu waschen, Schuhe zu machen und Stickereien und Näharbeiten zu verfertigen. Doch ist der Werth weiblicher Bildung den Chinesen nicht durchaus unbekannt. Schon in den Schriften eines ihrer alten Weisen ist zu lesen: „Was sind die Folgen des Mangels an Belehrung?" Die Frauen werden keine andre Sorge kennen, als ihre Köpfe zu schmücken (S. 53), sich möglichst vortheilhaft zu kleiden, ihre Haarnadeln und Ohrringe geschmackvoll anzulegen und allem, was sie essen oder trinken, das feinste Aroma zu geben. Das wird die Summe aller ihrer Leistungen sein, weil sie keinen Begriff haben von den einfachsten Pflichten einer Familienmutter." Dies ist eine nur allzu treffende Schilderung der Mehrzahl der chinesischen Frauen. Vornehmen Damen ist es bei der Abgeschiedenheit, in welcher sie von der äußern Welt leben, stets eine willkommene Unterbrechung des langweiligen Tageslaufes, wenn ein Hausirer (S. 54) ihnen interessante Neuigkeiten zeigt und erzählt,

was das ganze himmlische Reich und die Barbaren im fernen Europa für ihre Erheiterung thun. Doch gereicht es in den höheren Ständen



Chinesische Haartrachten.

einer Familie zum Ruhm, wenn die Töchter so unterrichtet sind, daß sie lesen und schreiben können, und mancher vornehme Vater unter=

richtet sein Lieblingstöchterlein (S. 55) selbst in dieser Kunst. Es gibt sogar von Damen geschriebene Bücher über weibliche Erziehung.



Chinesischer Hausirer.

Der Tochter einen Gatten, dem Sohn eine Gattin zu suchen, ist Pflicht der Eltern. Die Kinder sind damit auch ganz zufrieden und es fällt ihnen von ferne nicht ein, sich über Beeinträchtigung

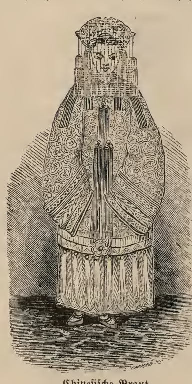
ihrer persönlichen Freiheit zu beklagen. Nach alter Sitte werden die Verlobungen durch Brautwerberinnen eingeleitet, unter deren Erkundigungen die nach der Kleinheit der Füße des betreffenden Mädchens bei den höheren Ständen eine der wichtigsten ist. Dann muß aber vor Allem der Zeichendeuter die Geburtsscheine der jungen Leute prüfen und sein Gutachten abgeben, ob dem Abschluß der Ehe kein Hinderniß im Weg stehe. Ist dieß im Reinen, so handelt es sich



Ein Mandarin mit seinem Töchterlein und Diener.

noch um eine Uebereinkunft in Betreff der Morgengabe und Hochzeitsgeschenke. Die Eltern der Braut beanspruchen eine Vergütung der Unkosten, die sie mit ihrer Tochter gehabt haben, und geben ihr dann eine Aussteuer nach dem Verhältniß der Summe, welche ihnen von den Eltern des Bräutigams bezahlt worden ist. Die Hochzeit wird mit großer Feierlichkeit begangen. Ein glücklicher Tag wird durch den Astrologen gewählt, eine großartige Gasterei veranstaltet und die

ganze Verwandtschaft und Freundschaft dazu geladen. Einige Frauen übernehmen es, den Schmuck der Braut zu besorgen. Das nach hinten gekämmte und künstlich aufgebundene Haar wird ganz mit Blumen überdeckt, über die zuweilen auch noch Perlen herabhängen. Darüber wird der das Gesicht verhüllende Schleier (s. Abb.) befestigt, dann nimmt die in karmoisinrothe Seide gekleidete Braut unter herzzerreißendem Klagegeschrei Abschied vom Hause ihrer Eltern und besteigt die ihr entgegengeschickte festlich geschmückte Sänfte, um in ihre neue Heimat einzuziehen. Vor der Hochzeit hat sie nie einen Besuch dort machen, noch je ihren Bräutigam sehen dürfen. Niemand von ihrer eignen Verwandtschaft begleitet sie, nur die Brautwerberin geht mit ihr und übergibt sie dem Bräutigam. Dieser empfängt sie unter der Thüre seines Hauses und gibt ihr drei sanfte Schläge mit dem Fächer, um sie an die Unterwürfigkeit zu erinnern, die von nun an ihre Pflicht ist. Dann führt er sie in die den Ahnen geheiligte Halle, wo Braut und Bräutigam vor den Geschlechtstafeln der Vorfahren die Geister der Verstorbenen um ihren Segen bitten. Ein Opfer wird dargebracht, und Braut und Bräutigam trinken aus Einem Becher Wein. Damit ist ihre Verbindung geschlossen. Der Chinese darf nur Eine gesetzliche Frau haben, ist aber, namentlich wenn diese kinderlos bleibt, nicht gehindert, Nebenweiber zu nehmen, die ihr dienen müssen. Als Gattin muß sich eine chinesische Frau immer eine etwas kalte Behandlung gefallen lassen und genießt wenig Aufmerksamkeit. Ihr Mann ist vielleicht oft lange abwesend und läßt sie bei seinen Eltern, wo sie fast wie eine dienende Person gestellt ist. Hat sie aber Kinder, so zollen diese der Mutter ebenso viel Liebe, Achtung und Gehorsam wie dem Vater. Ueberlebt die Frau ihren Mann, so fordert es die gute Sitte, daß sie Witwe bleibe. Der Witwenstand wird ihr auch nicht erschwert, indem sie Herrin im Hause bleibt und die Kinder sich ohne Widerspruch ihrer mütterlichen Autorität fügen. An Versorgung der Mutter lassen es die Kinder in der Regel nicht fehlen, und eine Witwe, die in keuscher


Chinesische Braut.

Zurückgezogenheit ihr Leben beschließt, genießt einer hohen Achtung in der öffentlichen Meinung.

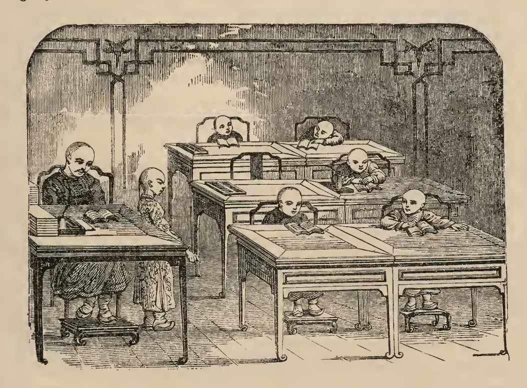
Sehr verschieden vom Leben der Mädchen ist von frühe an das der Knaben. Bei ihnen gilt es, tüchtig zu lernen, wenn sie voran kommen wollen im Leben, denn ein chinesisches Sprichwort sagt ganz richtig: „Durch Gelehrsamkeit werden die Söhne des gemeinen Volkes groß; ohne Gelehrsamkeit vermischen sich die Söhne der Großen mit der Masse des gemeinen Volks.“ Die kaiserliche Familie ausgenommen, sind alle Chinesen von Geburt einander gleich, und aller Unterschied der Stände beruht nur auf der Arbeit und den Talenten. Bloß der materielle Besitz, niemals aber der Rang, vererbt sich vom Vater auf den Sohn, obschon sich seit der Mongolenherrschaft im Gegensatz zum alt-chinesischen Geiste eine ziemlich bedeutende Scheidung zwischen Freien, frei Dienenden und Sklaven eingeschlichen hat. Sonst unterscheidet man die vier Stände der Gelehrten, der Ackerbauer, der Handwerker und der Kaufleute. Keinem dieser Stände gehören die Bootsleute, Lastträger und Knechte an, während daneben noch eine zahlreiche Menschenklasse vorhanden ist, die man fast als gesellschaftliche Auswürflinge betrachtet, wie Schauspieler, gerichtlich Verurtheilte, Geächtete u. s. w.

Lange vor andern Völkern hatten die Chinesen die Wichtigkeit eines allgemeinen Volksunterrichts erkannt; schon im Alterthum hatten die Dörfer ihre Schulen, Bezirke ihre Akademien, Departements ihre Kollegien und Fürstenthümer ihre Universitäten. Doch ist der Unterricht nicht Zwangssache, wie denn auch keine Elementar-Schullehrer von der Regierung angestellt werden: der Hauptantrieb zu wissenschaftlichen Bestrebungen unter dem Volke liegt in der Hoffnung, dadurch Amt und Ehre zu erlangen. So fangen die Knaben denn ihre Studien im Alter von 6—7 Jahren an. Einen Lehrer für sie müssen die Eltern selbst bestellen. An tauglichen Männern fehlt es in einem Lande nicht, wo nicht der zehnte Theil derer, die sich den Wissenschaften widmen, auf eine Anstellung im Staatsdienst rechnen darf. Die Anzahl der Schüler, welche ein chinesischer Lehrer übernimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 20—30. Der Eintritt in die Schule ist mit einer feierlichen Ceremonie begleitet; vor dem kleinen Altar des Confuzius, der in jedem Schullokal angebracht ist, wie gegen den Lehrer, verneigen die Schüler sich auch jeden Tag beim Eintritt, bevor sie ihre Plätze einnehmen. Dem Lehrer liegt überhaupt nicht bloß der Unterricht, sondern auch die Erziehung seiner Schüler ob.

Er muß sie deßhalb stets zu gutem Benehmen anhalten und ihnen die Regeln des Anstands und der Höflichkeit beibringen. Die Gründlichkeit der chinesischen Bildung darf freilich nicht verglichen werden mit derjenigen christlicher Länder, denn ein ergrauter chinesischer Gelehrter ist unwissend in hunderterlei Dingen, die ein abendländischer Schulknabe sich schämen würde nicht zu wissen. Aber was will es nicht schon heißen, auch nur chinesisch schreiben und lesen zu lernen, da diese wunderlichste Sprache der Welt statt unsrer 24 Buchstaben Tausende verschiedener Wortzeichen hat! Ursprünglich waren es deren 214, die aber durch allerlei Verbindungen von Strichen in den chinesischen Wörterbüchern auf 44,000 angewachsen sind. Für den gewöhnlichen Bedarf mögen etwa 6000 genügen. Unseren Ziffern gleich, können diese Schriftzeichen in verschiedenen Mundarten unendlich verschieden lauten, doch unterscheidet sich die allgemeine Sprache der Gebildeten oder die Mandarinensprache von den besondern Lokaldialekten. Die gesprochene Sprache besteht nur aus etwa 450 einsilbigen Lauten, welche sich durch den feinen Unterschied der Betonung bis auf 1600 vervielfältigen, woraus lauter einsilbige Wörter gebildet werden, die sich nur durch die verschiedene Höhe oder Tiefe des Tons der Stimme unterscheiden, so daß ein einziges Wort mit jedesmaligem andrem Sinne auf 8 verschiedene Weisen ausgesprochen werden kann.

Nach unsrem Gefühl würde den Schülern die Langweiligkeit des Lernens wesentlich erleichtert, wenn man sie auf die Grundwurzeln der unzähligen Schriftzeichen aufmerksam machte und sie die allmählich daraus entstandenen Begriffserweiterungen lehrte, denn es kommen da wirklich sehr sinnreiche Symbole vor. Ein Ring und ein Punkt in der Mitte bedeutet z. B. Sonne, die Figur des Halbmonds Mond, die Vereinigung beider Glanz. — Ein Bogen abwärts und ein Bogen aufwärts mit einem Strich durch die Mitte bedeutet Baum. Zwei Bäume zusammen bedeuten Wald, und die Verbindung von dreien Dickicht. Der Begriff gut wird ausgedrückt durch die Zusammensetzung von Sohn und Tochter. Das Zeichen Frau unter dem Zeichen Dach bedeutet Friede; zwei Frauen zusammen dagegen bedeuten Ränke u. s. w. Allein mit solchen Erklärungen befaßt sich der chinesische Lehrer nicht. Er schlägt sein Buch auf und fängt ohne Weiteres an zu lesen. Die Schüler, deren jeder sein Buch vor sich hat (S. 59), sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt aufs Buch gerichtet und mit dem Zeigfinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange

wiederholt, bis die Schüler sich die Aussprache jedes Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie dieß auswendig lernen. Sie thun es, indem jeder besonders sich mit laut singender Stimme seine Aufgabe vorschreit. Wehe dem Kranken, der etwa im Nachbarhaus wohnt! Er hat keine Ruhe, bis mit den Schulstunden der entsetzliche Lärm aufhört. Wer mit seiner Aufgabe fertig ist, geht zum Lehrer hin, legt sein Buch vor demselben auf den Tisch, kehrt ihm den Rücken und sagt das Gelernte her. Nun geht der Lehrer an die nächste Zeile und macht so fort, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist. Zum Schreibenlernen werden die



Chinesische Schule.

Vorschriften unter das Papier des Schülers gelegt und von diesem mit dem Pinsel nachgezeichnet. Diese Uebungen werden so lange fortgesetzt, bis der Schüler einige Fertigkeit erlangt hat, worauf er anfängt aus freier Hand zu schreiben. Viele Knaben, die in die Schule gehen, lernen nie mehr als Lesen und Schreiben und bringen es selbst darin zu keiner rechten Sicherheit. Für Leute, welche nicht die wissenschaftliche Laufbahn betreten wollen, genügt dieß aber auch, da sich durchs praktische Leben die Kenntnisse noch manchfach erweitern.

Diejenigen, welche sich den Studien förmlich widmen wollen, erhalten theils in Privat-Kollegien, theils in Staatsanstalten noch

eine gründliche Erklärung der chinesischen Classiker, unter denen die Schriften des Confuzius obenan stehen; auch werden sie angeleitet Verse zu machen und Aufsätze zu schreiben. Um sich einen fließenden Styl und Eleganz im Ausdruck anzueignen, lernen sie eine große Anzahl mustergiltiger Aufsätze von berühmten Gelehrten auswendig. Nichts ist dem Fleiß und der Beharrlichkeit zu vergleichen, mit der ein solcher Studiosus seine Arbeit betreibt. Die stillen Stunden der Nacht werden für besonders geeignet dazu gehalten, und oft vermischt der Schrei des Hahns sich noch mit der Stimme des seine Aufsätze auswendig lernenden Studenten. Um die Befähigung zu allen, selbst den höchsten Staatsämtern zu erlangen, muß er nach mehreren vorausgegangenen Vorprüfungen vier Staatsexamen bestehen. Das erste und zweite dieser Examen werden alljährlich von besonderen aus Peking gesandten Examinatoren in den Bezirkshauptstädten abgenommen, zu welchem Zweck sich in jeder der letzteren ein besonderer Examinationspalast befindet. Diese Gebäude sind überall ganz gleich eingerichtet und nach außen völlig abgeschlossen. Man gelangt in sie durch zwei Höfe, deren letzter mit Militär besetzt ist, um jeden Fremden abzuhalten. Hier werden auch die Candidaten genau untersucht, da das Mitbringen von Büchern und Hilfsmitteln untersagt ist. Dessen ungeachtet geschieht Unterschleif und Betrug der verschiedensten Art; gar mancher bestochene Wächter läßt kleine Miniatur-Ausgaben der wichtigsten Werke mit einschlüpfen; für gute Bezahlung kann einer sogar einen Stellvertreter in den Examinationssaal schicken, durch dessen Arbeit ihm dennoch das Diplom zu Theil wird. Das erste dieser Examen gewährt dem glücklich Durchgekommenen den Grad eines Siu-tsai oder blühenden Talentes, der aber durchaus noch keinen Anspruch auf Anstellung in sich schließt. Der Siu-tsai gilt blos als ein Mann, der den Scheidungsprozeß der anfänglichen Examina glücklich überstanden hat, er kann jedoch möglicherweise seines Diploms auch wieder verlustig werden, wenn er seine Studien vernachlässigt. Deßhalb sind Alle, welche diesen ersten Grad erlangt haben, verpflichtet, die Staatsprüfungen fortwährend zu besuchen bis in ihr sechzigstes Lebensjahr, selbst wenn sie in dieser ganzen Zeit nie einen höhern Grad erreichen. Die Berufsarten, durch welche sie sich ihren Lebensunterhalt verschaffen, sind sehr verschieden. Tausende von ihnen errichten Privat-Lehranstalten, Andre werden Advokaten oder Schreiber in den öffentlichen Amtsstuben; wieder Andre nehmen ihre Zuflucht zur Arzneikunde und werden Aerzte oder verdienen sich Geld durch Briefschreiben und

Abfassung von Verträgen (s. Abb.). Nicht Wenige kommen auch an den Bettelstab oder müssen sich durch die Verrichtung von niedern Handarbeiten ihr Brot verdienen. — Bei der Prüfung für den zweiten Grad erlangt gewöhnlich nur der hundertste Theil der Bewerber das Diplom eines Ki-nyin oder Licentiaten, der zu einer Anstellung nach einigen Jahren berechtigt, während der nächst höhere Grad eines Doktors oder Tsin-szu dem Besitzer ungesäumt eine Magistratur zu-



Chinesische Gelehrte.

sichert. Dieser dritte Grad wird alle drei Jahre in Peking an 270 erfolgreiche Licentiaten ertheilt. Die für würdig befundenen Doktoren werden dem Kaiser vorgestellt und erweisen ihm ihre Ehrfurcht nach der chinesischen Sitte des Niederwerfens, wobei die Stirne den Boden berühren muß. Die drei Ersten erhalten vom Kaiser eine Belohnung. Sämmtliche Graduirte werden auf eine Liste der Bewerber um Beförderung von dem Ministerium der Civilbeamten eingetragen, um

bei der ersten Erledigung angestellt zu werden. Der vierte und höchste Grad ist der eines Han-lin oder Mitglieds der kaiserlichen Akademie. Die alle drei Jahre stattfindende Prüfung für diese Auszeichnung wird im kaiserlichen Palast gehalten und übertrifft natürlich alle andern an Ehre, da sie in Gegenwart der höchsten Personen des Reichs vorgenommen wird. Die Erlangung dieses Grads ist so viel als die Erlangung eines Amtes, indem die Mitglieder der Akademie Gehalte bekommen und auf verschiedene Weise im Staatsdienst verwendet werden. Alle diese Prüfungen erregen im Reich der Mitte eine ähnliche Aufregung wie die Volkswahlen in England und Amerika. Auch nur zu ihnen zugelassen zu werden gilt schon für eine Ehre, und zu den Tausenden zu gehören, die sie nicht bestehen, ist keine Schande. Viel Volks strömt zusammen, um den Erfolg der Prüfung zu vernehmen, selbst Wetten werden gemacht auf das Glück der Candidaten. Die Listen der glücklich Durchgekommenen werden alsbald gedruckt und öffentlich angeschlagen. Eltern und Verwandte geben den jungen Meistern zu Ehren Gastmahle und beschenken sich gegenseitig. Nur geringe Aufmerksamkeit erregen dagegen die erst von der gegenwärtigen Dynastie eingeführten militärischen Prüfungen, worin Fertigkeit im Reiten, im Gebrauch von Pfeil und Bogen und in sichrer Handhabung des Schießgewehrs verlangt wird.

Das Ehrenzeichen, an dem man sofort den Stand der Gelehrten kennt, sind ihre langgewachsenen Nägel; daraus darf man aber keineswegs den Schluß ziehen, als schätzen die Chinesen die Handarbeit überhaupt gering. Nein, wenn man ihnen auch nicht Unrecht thut mit der Behauptung, daß sie das allersinnlichste Volk der Welt seien, so muß man ihnen andrerseits zum Ruhm nachsagen, daß sie sichs sehr sauer werden lassen, etwas zu erwerben. Das apostolische Wort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", findet vollkommene Anerkennung bei ihnen. Nur mit Bewunderung kann man sehen, mit welchem Fleiß und welcher Anstrengung sie ihre Felder bestellen (S. 63). Um denselben die nöthige Bewässerung zuzuführen, unterziehen sie sich Tage lang gutes Muths der mühsamsten Handarbeit, oder sie setzen Tretmaschinen in Bewegung, die das Wasser von Niederungen in höher gelegene Felder pumpen. Oft kann man Handwerksleute bis Nachts 12 Uhr und Morgens in aller Frühe wieder in ihren Werkstätten arbeiten hören. Gewöhnlich verrichtet der Chinese seine Arbeit ohne ein Wort zu sprechen. Alles geschieht nach althergebrachter Weise und fester Regel. Jeder besorgt sein Geschäft, ohne sich um

den Andern zu bekümmern und ohne von der Einmischung eines Dritten Notiz zu nehmen. Die Arbeiterbevölkerung ist im Allgemeinen arm und ihr Lohn sehr gering; der Verdienst eines Geschäfts bleibt der Hauptsache nach stets den besitzenden Klassen. So gehören z. B. die Sänften, Karren und Zugthiere nicht den Führern, sondern sind ausnahmslos Eigenthum der Gasthausbesitzer. Die Führer sind nur gemiethete Leute, welche für ihre Arbeit gering bezahlt werden, während jenen der ganze Betrag verbleibt, welchen der Reisende für die Benutzung zu leisten hat. Wohlthuend zeigt sich aber dabei allenthalben der dem Chinesen eigene Charakterzug der Geduld, Ruhe und Ausdauer. So behandelt er auch alle seine Thiere mit Schonung,



Chinesischer Landmann.

ja sogar mit einer gewissen Liebe. Nie wird er gegen sie heftig; nie läßt er sich zum Schlagen oder Stoßen hinreißen; andrerseits sind aber eben in Folge der freundlichen Behandlung seine Last- und Zugthiere stets willig und folgsam, nie eigensinnig und störrisch. Ein Zuruf genügt. Dieser unermüdlichen Geduld gelingt es ferner, fast alle Vögel, selbst Raubvögel, zu zähmen und ihre Zuneigung zu gewinnen. In Peking begegnet man oft Leuten, welche auf einem Stöckchen Vögel mit sich führen. Nach Belieben verlassen diese ihren Sitz und erheben sich in die Lüfte; die Anhänglichkeit führt sie immer zu ihrem Herrn zurück, welchen sie auch aus einer größeren Menschenmenge herauszufinden wissen. Für Vögel hat

der Chinese überhaupt eine besondre Vorliebe. Nur ungern tödtet er sie. Nicht selten kaufen wohlhabende Leute ganze Käfige voll (s. Abb.), lediglich um den Thierchen die Freiheit zu schenken. Neben diesen milden, ansprechenden Zügen treten jedoch im Geschäftsleben der Chinesen auch recht häßliche zu Tag. Da ist keine List und kein Betrug, kein Pfiff und kein Schlich, worin der chinesische Händler nicht Meister wäre. Die Lüge gilt kaum für ein Unrecht, und weit entfernt sich ihrer zu schämen, scheinen die Chinesen vielmehr ganz vergnügt, wenn sie Jemand überlistet haben.

Das gesellschaftliche Leben hat auf den ersten Anblick eine gar



Chinesischer Vogelverkäufer.

schöne Seite durch die Ehrerbietung, die dem Alter durchgehends gezollt wird und das lebendige Familienbewußtsein. Alles ist hier Bruder und Schwester, Onkel und Tante, Schwager und Schwägerin, und der Höflichkeits- und Artigkeitsausdrücke im Umgang ist kein Ende. Selbst die niedrigeren Volksklassen beobachten eine Etikette, die den Fremden in Erstaunen setzt. Bitten um irgend etwas oder Danksagungen für eine empfangene Hilfeleistung werden in den demüthigsten Ausdrücken gemacht, wie z. B.: „Mögen Sie Ihren erquickenden Thau auf mich fallen lassen, damit ich nicht verdorre; oder: Mein Herz ist gerührt von der empfangenen Wohlthat, und

ich werde mich für Sie anstrengen wie ein Pferd oder Hund, um meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen.“ Schön ist auch der Sinn der Chinesen für Freundschaft. Jeder hat einen oder mehrere Freunde, sogar der arme Kuli hat die seinen und weiß gleich, in welche Straße oder auf welchen Platz er zu laufen hat, wenn er zum Tragen seiner Last einer Hilfe bedarf. Die Dienstboten haben die ihren und suchen ihnen wieder zu einem Platz zu verhelfen, wenn sie keinen haben; bis dieß aber gelingt, theilen sie oft ihren Reis mit ihnen. Ebenso fehlt es nicht an allgemeinem Wohlthätigkeitssinn, so herzlos auch die Menge an einzelnen Unglücklichen vorübergeht. Anstalten zur Unterstützung und Ernährung armer und altersschwacher Personen, Blinder, Lahmer, Aussätziger u. s. w. finden sich in allen großen Städten, der Mehrzahl nach zwar vom Staat, öfters aber auch von Privatleuten gegründet. Ueberdieß bestehen Vereine zu verschiedenen Zwecken: Kapitalistenvereine zu gemeinsamem Nutzen, klassische Vereine zur Hebung und Pflege der Wissenschaften und andre mehr.

Bei der ungeheuren Uebervölkerung mancher Provinzen reichen indeß die vorhandenen Anstalten zur Linderung der Noth entfernt nicht mehr aus, und in vielen Gegenden China's hat die Armut eine vielleicht sonst nirgends vorkommende Höhe erreicht. In den größeren Städten findet man fast täglich Verhungerte oder obdachlos Umgekommene, und Schaaren umherstreichender Bettler brandschatzen namentlich die dem Verkehr mit den Fremden geöffneten Hafenplätze. Andrerseits gibt es Belustigungen in Menge für Jung und Alt. Zu Schmausereien und Gelagen, bei denen man übrigens selten Betrunkene sieht, geben bei den Reichen die verschiedenen Familienereignisse und andre Vorkommnisse Gelegenheit (S. 66). Viel besucht sind auch die Theebuden, die große Aehnlichkeit mit unsern Bierhäusern haben, nur daß dort keine so rohen Auftritte vorkommen wie bei uns. Eine besondre Vorliebe aber haben die Chinesen für Puppentheater und Schauspiele. Theater, bei denen die Frauenrollen stets von Männern gespielt werden, gibt es in allen größeren Städten, und so sehr sich sonst die Frauen, wenigstens der höheren Stände, der Außenwelt entziehen, sieht man häufig auch sie mit verschleiertem Gesicht in lebhafter Unterhaltung in Gruppen dort versammelt. Groß und Klein ergötzt sich an Schattenspielen und Feuerwerken. Während aber die Kinder Drachen fliegen und Brummkreisel laufen lassen, hölzerne Pferde reiten und sich am Kegel- (S. 67) und Kugelspiel ergötzen, sind die Erwachsenen nur zu oft leidenschaftliche Glücksspieler.

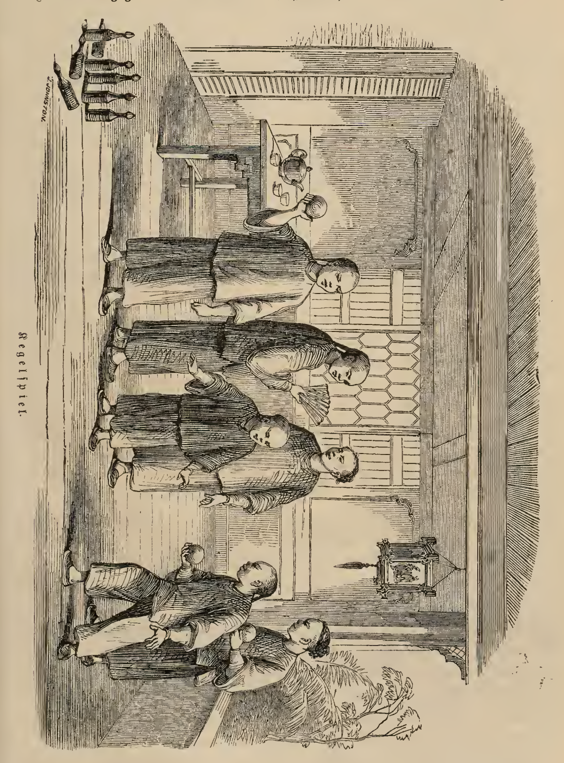
Nicht nur Hab und Gut, sondern selbst sein Weib ist der Chinese im Stand zu verspielen. Doch nicht allein das. So überlegen auf den ersten Blick die Chinesen in sittlicher Hinsicht andern heidnischen Völkern scheinen, sind auch unter ihnen die schlimmsten Laster, die Röm. 1 und Eph. 4 verzeichnet stehen, nur allzu bekannt. Mit Buhldirnen wird ein eigentliches Gewerbe getrieben. Es gibt Besitzerinnen schlechter Häuser, welche junge Mädchen kaufen, sie hübsch kleiden, ihnen schön eingerichtete Zimmer geben und sie darin zum



Besuche in China.

Dienst des Lasters verwenden. Diese armen Geschöpfe können gewöhnlich auch singen und musiciren und bieten überdieß ihren Besuchern das verführerische Gift des Opiums an. Selbstmord in der verschiedensten Form ist endlich das Mittel, zu dem unzählige Unglückliche ihre Zuflucht nehmen, um einem ihnen zur Last gewordenen Dasein zu entrinnen. Wohl ist es Sittenlehrern und Gesetzgebern gelungen, die gröberen, mehr in die Augen fallenden Laster zu beschränken und ein gewisses Gefühl von Recht und Unrecht im Verhältniß von Mensch zu Mensch wach zu halten, aber wahrhaft

tugendhafte Menschen zu machen vermochten sie nicht, weil sie kein Heilmittel gegen die Sünde boten, ja nicht einmal das Verlangen



Kegelspiel.

nach einem solchen weckten, sondern vielmehr eigenliebige Selbstgenügsamkeit nährten.

5. China's Religionen.

Man hat die Chinesen schon ein religionsloses Volk genannt, jedoch mit Unrecht. So tief sie im Lauf der Zeit auch in Mammonsdienst und groben Materialismus versunken sind, hat ihren heiligen Schriften nach zu schließen in ihrer Urzeit doch ein hoher Grad von Gottesfurcht unter ihnen geherrscht. Eine klare Vorstellung von dem höchsten Wesen scheinen sie zwar nie gehabt zu haben, doch ahnten sie einen obersten Herrscher, dem alle andern Wesen dienen. Ihn erkannten sie zwar nicht als Schöpfer, aber doch als Regierer, Richter und Vergelter an, als den, der ändert Zeit und Stunde, setzt Könige ab und setzt Könige ein, der den Weisen ihre Weisheit gibt und den Verständigen ihren Verstand. Dieser unbekannte Gott war unter dem Namen Schang-ti seit den ältesten Zeiten der Gegenstand ihrer Verehrung, und wurde ihm auch noch eine große Anzahl untergeordneter Götter beigesellt, denen man gleichfalls Verehrung erwies, so unterschied man doch immer sorgfältig zwischen der Souveränität des höchsten Herrschers und der bloßen Mitwirkung der ihm dienstbaren Geister des Himmels und der Erde, der Flüsse, Berge und Thäler, der Wege und Brücken, der Brunnen, der Thüren, des Herdes. Schang-ti selbst wurde indeß den Chinesen mehr und mehr gleichbedeutend mit dem Himmel, Tien, als dessen Willensvollstrecker er auftritt.

Das früheste Gottesbewußtsein, das die Chinesen als ein Nachleuchten der göttlichen Uroffenbarung besaßen, war bereits etwas verdunkelt, als im 6. Jahrhundert v. Chr. ihr großer Sittenlehrer Confuzius es unternahm, die alten Ueberlieferungen zu ordnen, zu bearbeiten und in 3 Büchern, die King genannt, herauszugeben. Hätte er nur wirklich auch, wie er es zu thun vorgab, alle vorhandenen Lichtfunken gesammelt! Allein er selbst scheint keinerlei religiöse Bedürfnisse gehabt zu haben; seine Religion war der Staat, somit genügte es ihm, die von den tugendhaften Kaisern des Alterthums ausgeübten himmlischen Grundsätze in ein System zu bringen und der Nachwelt als Richtschnur zu überliefern. Des Beistands der Götter bedarf nach ihm der Mensch nicht; er muß sein eigener Heiland sein, der sich auch ganz gut selbst helfen kann, wenn er nur ernstlich will. Es kommt blos auf des Menschen Treue und Fleiß an, wie weit er es auf der Leiter der Vollkommenheit bringt. Das

Erste ist, daß er sich eine richtige Erkenntniß verschaffe durch Untersuchung des Wesens der Dinge; ist das Wissen zu einiger Vollkommenheit gebracht, so folgt daraus Aufrichtigkeit der Gesinnung; ist die Gesinnung aufrichtig, so wird dadurch das Herz rechtschaffen, aus einem rechtschaffenen Herzen folgt ein richtiger Wandel; ein solcher bringt wohlgeordnete Familien mit sich, und wo die Familien wohlgeordnet sind, da blüht der Staat, woraus wiederum Frieden für die ganze Welt erwächst. Denn Himmel, Erde und Mensch sind die drei großen Faktoren der Welt. Himmel und Erde haben keinen Geist, nur der Mensch ist damit ausgerüstet, und seine Pflicht ist es, das Gleichgewicht im Weltall aufrecht zu erhalten, was dadurch geschieht, daß er die Tugend übt. Vom Nachdenken über die jenseitige Welt hat Confuzius seine Schüler eher abgelenkt, als daß er sie dazu aufgefordert hätte. Als einer derselben einst den berühmten Meister fragte, wie es sich mit dem Tode verhalte, antwortete dieser: Wir verstehen nicht einmal das Leben, was sollten wir vom Tode wissen? Trotzdem lehrte er seine Schüler, daß die Pflicht der kindlichen Liebe nicht in diesem Leben erschöpft werden könne, sondern sich auch noch auf das Jenseits erstrecken müsse, daher es nöthig sei, den Eltern nach ihrem Tode gerade noch so zu dienen, wie wenn sie am Leben wären.

Die Strenge, mit welcher Confuzius auf die Ausübung persönlicher Tugend drang, machte seine Grundsätze seinem bereits sehr entarteten Zeitalter wenig schmackhaft. Da er nur da im Amt bleiben wollte, wo seine Tugendlehren Anklang fanden, öffnete sich ihm nirgends eine bleibende Stätte, so daß er sich endlich ganz vom Staatsdienst zurückzog, um sich ausschließlich dem Unterricht seiner Schüler zu widmen, die in großer Anzahl sich um ihn schaarten und durch die er seine Grundsätze fortzupflanzen hoffte. Die Anerkennung und der Ruhm, welche er während seines Lebens nicht fand, wurde ihm nach seinem Tode im reichsten Maße zu Theil. Bis auf den heutigen Tag steht er in den höchsten Ehren in China. Die von ihm gesammelten klassischen Bücher und die aus seinem Munde geflossenen Reden, welche seine Schüler aufgezeichnet haben, sind die ausschließlichen Bildungsmittel der Chinesen. In allen Schulen wird Confuzius gelehrt und auswendig gelernt, und bei den Staatsprüfungen müssen die Examinanden Aufsätze liefern über Themata aus seinen Schriften. Die ganze Staatspolitik ruht auf seinen Grundsätzen, und selbst im gemeinen Volk sind seine Aussprüche

so bekannt oder bekannter als bei uns die Sprüche der Bibel. Er wird auch in den Schulen göttlich verehrt und in jeder Amtsstadt ist ein prächtiger Tempel erbaut, in welchem ihm die Beamten offiziell ihre Verehrung darbringen durch Opfer und andre Feierlichkeiten.

Obschon Confuzius den Götzendienst keineswegs begünstigt, sondern eher davor gewarnt hat, ist derselbe jedoch nicht ausgeblieben in China. Während weder von Schangti noch von den zunächst mit diesem höchsten Wesen verehrten Geistern, noch von den Ahnen in ihren Hallen je Bilder gemacht worden sind, sieht man jetzt überall in China Tempel mit Götzenbildern, auf deren Altären Lichter brennen und regelmäßige Opfer dargebracht werden. Solche sind z. B. der



Götzenladen.

Gott der Wissenschaft, der Gott des Kriegs, der Gott des Reichthums, die Götter des Ackerbau's, die Göttin der Seefahrer (Himmelskönigin genannt), der Gott der Aerzte, die Schutzgötter besonderer Gegenden, einzelner Handwerke und eine Menge heilig gesprochener Persönlichkeiten, die sich nach chinesischem Glauben entweder um den Staat oder um das Volk besonders verdient gemacht haben. Die Zahl dieser Götzen ist immer noch im Wachsen, indem der Kaiser von China Götter machen kann, wie der Papst Heilige. Die Verfertigung der Götzen bildet einen eigenen Erwerbszweig und der Handel damit ist nicht unbedeutend (s. Abb.). Jeder Chinese wählt sich seinen besonderen Schutzgott, den er aber wechseln kann, wenn er sich von ihm im Stich gelassen glaubt. Dem höchsten Herrscher

Schangti unmittelbar darf nur der Kaiser seine Huldigung darbringen. Die Mandarinen haben offiziell die besonderen Schutzgötter ihres Amtes und ihres Distrikts zu verehren, auch bringt es ihre Stellung mit sich, daß sie vor dem in jedem Amthause befindlichen Ehrenplatz, der die Gegenwart des Kaisers vertritt, bei bestimmten Veranlassungen Weihrauch verbrennen und sich wie vor dem Kaiser selbst zur Erde



Kwan jin, die Göttin der Barmherzigkeit.

niederwerfen; das weibliche Geschlecht hängt hauptsächlich der Kwan jin oder Göttin der Barmherzigkeit an (s. Abb.).

Von einem Priesterstand oder Sühnopfer weiß der Confuzianismus nichts. Der Kaiser ist Oberpriester für das ganze Reich, die Beamten sind die Priester in ihren betreffenden Bezirken und in den Familien ist der Hausvater der Hauspriester. Von ihm werden die Opfer dargebracht in Gestalt gekochter Speisen, wie der Sterbliche sie liebt, den Göttern zum Genuß. Ueber die Wahrnehmung, daß

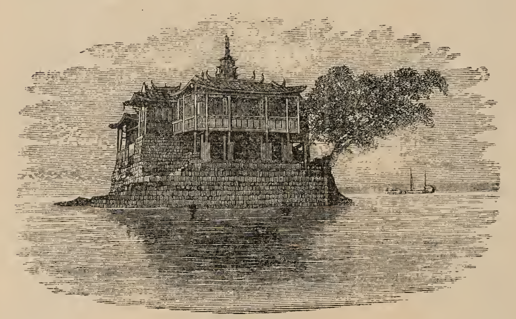
weder Götter noch Ahnen je etwas von den ihnen dargebrachten Opfern nehmen, trösten sich die Opfernden damit, daß solch geistige Wesen ohne Zweifel schon durch den Geruch der Speisen gesättigt werden, und benützen die Gelegenheit, sich selbst die unberührt gebliebenen Opfer schmecken zu lassen, so daß jede Opferfeierlichkeit mit einem Schmaus zu enden pflegt. Das ist in der That auch der passendste Schluß einer Ceremonie, die alles religiösen Ernstes entbehrt. Es ist ja kein Schuldbewußtsein, das die Chinesen zum Opferaltar führt. Eine Sühne für vergangene Sünden darbringen und die Götter um Vergebung derselben bitten zu wollen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Zwar haben sie nie, wie andere Heidenvölker, das Laster selbst mit religiöser Weihe umgeben, denn die Hochhaltung der Tugend hat wenigstens so viel bewirkt, daß die Götter alle als Wesen gedacht werden, denen der Mensch mit Ehrfurcht, mit Sammlung des Geistes und unter gehörigem äußerem Anstand zu nahen habe; aber davon hat ein Confuzianer keine Ahnung, daß er die heilige Majestät Gottes beleidigt habe und als bußfertiger Sünder Vergebung suchen sollte. Die Sünde ist ihm nur eine Verletzung der Naturordnung, die sich zwar früher oder später durch den nothwendigen Zusammenhang im Lauf der Dinge rächen wird, aber keineswegs Zorn oder Strafe eines höheren Wesens herbeiführt.

Ein viel tiefer angelegter Geist als China's berühmter Sittenlehrer war dessen etwas älterer Zeitgenosse Lau-tzeu. An Reinheit der Gotteserkenntniß hat dieser chinesische Weise außerhalb der heil. Schrift wohl kaum seines Gleichen, und durch sein sehnendes Ahnen des einstigen Erscheinens eines vollkommen heiligen Menschen steht er fast wie ein Prophet aus den Heiden da. Er läuterte und vertiefte den alten Monotheismus, freilich in schwerverständlichen Sprüchen. So konnte auch seine hohe, reine Lehre sich nie im Leben ihrer Anhänger verwirklichen, vielmehr sind dieselben nach und nach zu einer Genossenschaft abergläubischer Gaukler, Zauberer und Thoren herabgesunken, die Lau-tzeu gewiß nicht als seine Schüler anerkennen würde. Um die von ihrem Meister erstrebte Seelenruhe und Unsterblichkeit zu erlangen, wurden Viele Einsiedler, und als die äußere Abkehr von der Welt nicht die gewünschte Wirkung hatte, fiengen sie an nach dem Stein der Weisen und einer physischen Lebensessenz zu suchen. Das Streben, die geheimen Kräfte der Natur zu erbeuten, führte weiter auf Zauberei und Hexenkünste. Die Schicksale dieser Sekte waren sehr wechselnd, bald gewann sie selbst

am Hofe Eingang, bald wurde sie verfolgt und geächtet. Um's Jahr 600 n. Chr. wurde ein Tauist, der sich damals durch seine Zauberkünste auszeichnete, vom Kaiser zu hohen Ehrenstellen erhoben und erhielt den Titel Thinss, d. h. himmlischer Meister. Seine Nachkommen wußten sich seinen Ruf zu bewahren, und bis heute gilt der Thinss für das unsterbliche Haupt der Tauisten, da man annimmt, sein Geist gehe jedesmal in seinen Nachfolger über. Der Sitz dieses Geisterkönigs ist in Long-fu-schau (dem Berg der Drachen und Tiger) in der Provinz Kiangsi, welche als Heimat der Geisterbeschwörer und Schwarzkünstler gilt. Dorthin strömt das Volk, um durch den himmlischen Lehrer, der unumschränkt über Schutzgeister und Teufel regiert, von allen Qualen der letzteren befreit zu werden. Gleich einem Großmandarin hat er einen Gerichtshof, Palast des wahren Menschen genannt, der umringt ist von 24 Tauistenklöstern. Auch sonst gibt es noch da und dort Tauistenklöster, deren Bewohner als Aerzte, Zauberer, Wahrsager, Geisterbeschwörer und Bettler umherziehen; im Allgemeinen aber sind die Tauistenpriester verheirathet. Man erkennt sie auf den ersten Blick an ihrem langen, talarartigen Kleid und dem durch einen Metallstift zusammengehaltenen Haarbüschel mitten auf dem ringsum kahl geschorenen Kopf. Die letzte der verschiedenen Wandlungen dieser Sekte war eine fast vollständige Verschmelzung mit dem aus Indien eingeführten Buddhismus.

Mag der Chinese während seines Lebens auch noch so fest überzeugt sein, daß die Lehre des Confuzius die allervollkommenste Anweisung sei, um in Harmonie mit dem Himmel zu stehen und Glückseligkeit auf Erden zu genießen, so schwindet doch bei den Meisten im Angesicht des Todes die Selbsttäuschung und Verblendung, mit der ihr Meister aus diesem Leben schied. Der Schrei des Gewissens, der unüberhörbar von einem Gericht nach diesem Leben redet, konnte in einem ganzen Volke nicht für immer erstickt werden. Aus Confuzius ganzem System leuchtet aber kein Lichtstrahl in das letzte Dunkel hinein, um die Schrecken des Todes zu mildern, und eine befriedigende Antwort auf die bange Frage nach dem unbekannten Jenseits hatte auch der Tauismus nicht, obschon seine Priester sich für die Vermittler zwischen Lebenden und Todten ausgeben. So kam es, daß im J. 65 nach Christi Geburt Kaiser Minti Boten nach Westen aussandte, um eine neue Religion zu suchen. Sie kamen nach Indien und brachten von dort die buddhistischen Lehrbücher und eine Anzahl Priester zurück, die überraschenden Eingang fanden.

Größere Gegensätze als Confuzius und sein indischer Zeitgenosse Sakjamuni lassen sich in der That kaum denken. Confuzius fehlte nach seiner Ueberzeugung nur noch, daß er Kaiser gewesen wäre, um eine durchgreifende Reformation des ganzen Menschengeschlechts zuwege zu bringen: Sakjamuni war von königlicher Abstammung und hatte Anspruch auf einen Thron, aber freiwillig vertauschte er den Purpur mit der Kutte und zog als Bettelmönch umher um zu predigen, daß alles eitel sei. Dieselben Widersprüche finden sich in der ganzen chinesischen und buddhistischen Weltanschauung. Von allem, was ein Chinese begehrt, steht Reichthum oben an, dann kommt Ehre und Anstellung und endlich langes Leben. Der Buddhismus verlangt



Chinesischer Tempel.

Verleugnung der Welt und Geringschätzung der Güter und Freuden dieses Lebens. Confuzius erklärt Ehelosigkeit für Sünde — der Buddhismus preist das Cölibat. In China steht jede Art nützlicher Arbeit in Ehren — der Buddhismus sieht das verdienstvollste Leben in klösterlicher Beschaulichkeit. Obschon von den Gelehrten verachtet und von den Genußsüchtigen verlacht, hat aber der Buddhismus dennoch das ganze Volk durchdrungen. Im Palast zu Peking wie in der armseligsten Hütte hat er seine Anhänger, Schaaren seiner Priester durchziehen das Land und an den romantischesten Stellen erheben sich seine Tempel (s. Abb.).

Und warum das? Weil es ihm aufbehalten war, den Chinesen etwas deutlichere Ahnungen von der geistigen Natur der Seele und

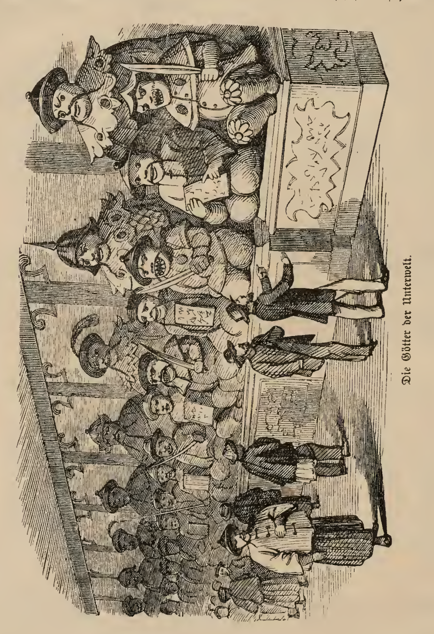
dem jenseitigen Leben beizubringen, als sie bis dahin hatten. Das völlige Auslöschen des Selbst, das der Buddhismus als höchste Seligkeit rühmt, war für die praktischen Chinesen freilich ein gar zu überschwänglicher Begriff, daher erfaßten seine Priester begierig die im 14ten Jahrhundert nach Christus in seinem nördlichen Verbreitungsgebiet aufgekommene Lehre von einem friedevollen Paradies



Das Todtengericht nach chinesischer Vorstellung.

im Westen (Amida Buddha), wo fromme Buddhisten Millionen von Jahren hindurch das Angesicht Buddhas schauen, den Gesang schöner Vögel hören und die Pracht der Gärten und Seen seiner Wohnung mitgenießen dürfen. Denjenigen, welche dieses westliche Paradies nicht erreichen können, bietet die Lehre von der Seelenwanderung immer noch die Aussicht dar, auf der Stufenleiter der Geschöpfe möglicherweise immer höher zu steigen, freilich aber auch die umge=

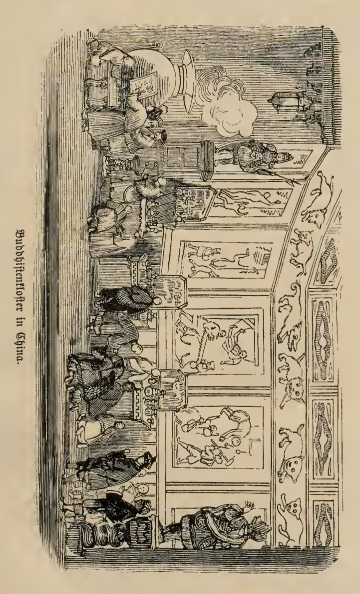
kehrte, immer tiefer hinabzusinken, bis zum niedersten Thier. Furchtbar sind aber die Qualen der unselig Verstorbenen. Das Urtheil über die abgeschiedenen Geister hat der Richter der Unterwelt zu sprechen. Verschiedene Gemälde in buddhistischen Klöstern versinnbildlichen dieses Todtengericht, wie es sich in der chinesischen Phantasie



Die Götter der Unterwelt.

theilweise als ein verstärkter Widerschein ihrer eigenen Strafgesetze allmählig gestaltet hat. (S. 75.) Oben (1) sitzt der König Tschunelan und liest die Geschichte der Personen, die zur Aburtheilung vor ihn gebracht sind. Neben ihm liegt das große Siegel, das er auf seine Richtersprüche setzt. Er entläßt gnädig die

Guten, welche fröhlich in's Paradies aufsteigen (2). Die Bösen werden zu allerlei Martern verdammt, namentlich zur Rückkehr in diese Welt. Drei von solchen, welche in's Erdenleben zurückmüssen, knieen gerade vor seinem Beamten (3). Mitten in der Halle stehen zwei graufige Dämonen, welche die Verurtheilten in vierfüßige Thiere und andere Geschöpfe verwandeln. Diese stecken eben drei Menschen



Buddhistenkloster in China.

in's Rad der Seelenwanderung (5), worin ihre Leiber zermalmt und umgewandelt werden. Die Leute, welche rechts vom Rade stehen (4), warten, bis die Reihe, in die Maschine eingeschoben zu werden, an sie kommt. Andere Dämonen verwandeln eben zwei schon zerbrochene Menschen in Schweine (6); unter diesen laufen und kriechen, fliegen und schwimmen die bereits verwandelten umher, theils Fische und

Krebse (8), theils Vögel (9), theils unnennbare Thiere. Die schlimmsten Leute werden winzig klein (7) und bewegen sich gegen das Höllenthor hin. — Aehnliche Schreckbilder enthalten auch manche buddhistische Tempel, in deren Vorhallen zuweilen ganze Reihen von Göttern der Hölle in mehr als menschlicher Größe aufgestellt sind, je drei und drei: hinten der Richter und vor ihm sein Schreiber, der die Sünden der Sterblichen verzeichnet hat, und der Quäler, dem die Vollziehung der Strafe obliegt (S. 76).

Im Allgemeinen sind die Chinesen nun zu dem Resultat gekommen, daß, da Confuzius selbst sie nur aufs Leben verwiesen hat und ihnen kein Führer durchs Todesthal in eine andere, ihm selbst unbekannte Welt sein wollte, sie auch keinen Verrath an ihrem gepriesenen Heiligen begehen, wenn sie im Tode ihre Zuflucht zu Buddha nehmen. An Sterbebetten sind darum die buddhistischen Priester viel begehrt, um durch ihre Gebete und Ceremonien der scheidenden Seele ein günstiges Urtheil auszuwirken von dem Richter der Unterwelt und ihr über die Schrecken des Todes an den Ort der Ruhe zu verhelfen. Auch für die abgeschiedenen Geister bringen sie in ihren Klöstern Opfer und Gebete dar (S. 77). Da aber die heiligen Schriften des Buddhismus in der indischen Pali-Sprache gelassen und nur mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben worden sind, weiß der Betende gewöhnlich selbst nicht was er betet, und es gehört zu den größten Seltenheiten, wenn je einmal ein Buddhistenpriester seine eigenen Religionsbücher versteht. Die Zahl dieser Bonzen war zu Zeiten schon so groß, daß der Staat eine Anzahl Klöster aufhob, damit kein Mangel an Arbeitern für den Landbau entstehe. Noch heute mag es in China eine Million Bonzen geben, wie auch die Nonnenklöster sich immer aufs Neue füllen. Da die Buddhistenpriester nie wagten, die Lehre des Confuzius zu bekämpfen, vielmehr den großen chinesischen Weisen in die Zahl ihrer Götter aufnahmen, werden Confuzianismus und Buddhismus in China so wenig als unvereinbar betrachtet, daß weitaus die meisten Leute sich zu beiden zugleich bekennen. Auch für die Schwarzkünste der Tauisten findet sich in dieser allgemeinen Volksreligion noch Raum genug.

Uebrigens weiß der Buddhismus nicht nur durch Furcht und Hoffnung auf die Massen zu wirken, sondern ebensowohl sie durch glänzende Feste zu blenden und zu unterhalten. Der chinesische Kalender enthält deren im Ganzen 68 im Lauf des Jahrs. Das fröhlichste von allen ist das in den Anfang des Monats Februar

fallende chinesische Neujahr. In den letzten Tagen des scheidenden Jahres steigen nämlich alle Götter gen Himmel, um Bericht zu erstatten über das Thun und Lassen der Menschen, daher werden die Götzenbilder verschleiert oder als Zeichen der Trauer mit weißer Farbe überstrichen. Am Neujahrstag aber kommen sie wieder auf die Erde herab und werden mit großer Feierlichkeit empfangen. Lange vorher rüstet man sich auf dieses Fest; alle Rechnungen werden ausgefertigt und bezahlt, Kleider und Häuser gereinigt. Am letzten



Tage des Jahrs sieht man in allen Richtungen Züge von Lastträgern, welche den Freunden ihrer Herrschaft Packete mit Neujahrsgeschenken bringen. Auch dem Kaiser werden von seinen Vasallenfürsten und höchsten Beamten Geschenke überreicht (s. Abb.). Von der Kleiderpracht, die sich am Neujahrsfest selbst und in den folgenden Tagen in den Straßen der Hauptstädte entfaltet, ist es schwer, sich einen Begriff zu machen; selbst der arme Kuli sucht sich in ein seidenes Gewand zu hüllen. Fünf Tage lang ruht alle Arbeit. Schwärmer

werden unter lärmender Musik abgefeuert zur Vertreibung der bösen Geister, die Ahnen angebetet und die Freunde unter Glückwünschen besucht. Die Reichen halten offene Tafel, und Alles überläßt sich dem Spiel und der Freude. Die Theebuden können die Gäste kaum fassen; in den weiten Theegärten ist kein leerer Platz zu sehen; die Brücken scheinen unter ihrer Last von Zöpfen zu schwanken, aber auch die Tempel sind gedrängt voll. Den Schluß der Neujahrsfeierlichkeiten bildet am Vollmondstag das Fest der Blumenlaternen, bei dem an 200,000,000 Laternen von allen erdenklichen Formen und Stoffen im chinesischen Reiche brennen sollen. An jedem erhabenen Punkt, an Hausgiebeln, Mastspitzen, an den vielstockigen Pagoden und den geschweiften Tempeldächern werden sie aufgehängt; man steckt sie auf Pfähle und trägt von allen Seiten brennende Laternen in der Gestalt von Fischen, Drachen und anderen Thieren nach den Tempeln. In den Häusern bleiben diese Laternen dann hängen bis zum nächsten Neujahrstag, wo sie verbrannt und durch neue ersetzt werden.

In den ersten Februartagen wird auch das Fest des **Frühlingsanfangs** gefeiert. Der höchste Beamte leitet den Zug, der sich dabei ins Freie begibt, um den Frühling zu empfangen. Kinder werden phantastisch ausgeschmückt und auf den Schultern hinausgetragen. Das Volk bringt einen thönernen Ochsen zum Zeichen, daß nun der Ackerbau anfangen soll. Der Mandarin gibt diesem Thongebilde einige Schläge, dann wird es vom Volk mit Steinen zertrümmert. — Ein Fest von ähnlicher Bedeutung wird im April vom kaiserlichen Hause, und auch in den andern Provinzen von den höchsten Beamten gefeiert. Der Kaiser faßt dabei selbst den schön geschmückten Pflug und der Stier wird über den Acker geleitet, bis 3 Furchen gemacht sind; hernach ziehen die Prinzen 5, die obersten Minister 9 solcher Furchen, und endlich wird das ganze Feld von den Bauern fertig gepflügt. Dem Fest der Landwirthschaft im Frühling, bei dem der Kaiser zugegen ist, entspricht einigermaßen das Fest des Herbstanfangs, an welchem die Kaiserin, begleitet von ihren Töchtern und Hofdamen, hinauszieht zum Altar der Entdeckerin der Seidenzucht, dort nach Darbringung der Opfer einige Maulbeerblätter in goldene Gefäße sammelt, und daraus die kaiserlichen Seidenraupen füttert, während die Prinzessinnen mit silbernen Gefäßen dasselbe thun.

Düsterern Charakters als die bisher geschilderten, ist das Fest, welches namentlich die Tauisten am dritten Tag des dritten Monats

dem „Beherrscher des schwarzen Himmels" oder dem Gott der Mitternacht feiern. Vor den im Tempel aufgestellten Götzen brennen



Begrüßung des Frühlings.

Weihrauch und Lichter in Menge; zu ihrer Erquickung werden ihnen Opfer von allerlei Geflügel, Früchten und Konfekt dargebracht, vielleicht auch ein geschlachtetes Schwein oder eine Ziege. Viele Götzen=

diener sind eifrig damit beschäftigt, sich der Länge nach vor den Bildern niederzuwerfen oder sie über ihr künftiges Schicksal zu befragen. Draußen vor dem Tempel wird ein freier Raum wohl einen Fuß tief mit glühenden Kohlen bestreut, so daß die Haufen der Zuschauer hin und wieder zurückweichen müssen, um nicht von der Glut versengt zu werden. Ein Priester mit nackten Füßen und unbedecktem Haupte sagt eifrig Zaubersprüche und Gebete her, läutet seine Glocke, bläst sein Horn und schwingt sein Schwert, schreitet wieder und wieder um das Feuer her und wirft allerlei Zaubermittel nebst Salz und rohem Reis hinein, um die Götter zu bewegen, ihm ihren Schutz zu verleihen. Endlich stürzt er mitten in die glühenden Kohlen und springt mit großen Schritten über sie hinweg. Dieß thut er ein zweites und ein drittes Mal, dann verschwindet er unter der Menge. Jetzt läßt sich vom Tempel her ein lauter Schrei hören und ein Trupp junger Leute mit bloßen Füßen und aufgelöstem Zopf stürzt ins Feuer. Jeder hat ein Götzenbild, einen Weihrauchtopf, ein Fähnlein oder irgend ein andres Sinnbild des Götzendienstes in der Hand. Die Umstehenden stellen sich, als ob sie sie aufhalten wollten, treten ihnen in den Weg und bitten sie nicht weiter zu gehen. Aber bald ist der Weg frei und die ganze Schaar stürzt ins Feuer und wieder zurück. Sie thut dieß ein zweites und drittes Mal, dann werden die Götzen und das Götzengeräthe wieder in den Tempel zurückgebracht.

Weitaus am tiefsten greifen jedoch diejenigen Feste in's ganze Volksleben ein, welche den abgeschiedenen Geistern der Vorfahren des lebenden Geschlechts gefeiert werden, denn im Ahnendienst gipfelt die von Confuzius als die erste aller Pflichten gepriesene kindliche Liebe und Ehrerbietung, und ebenso concentrirt sich auf ihn der schlaue Eigennutz der Tauistenpriester. Wie verschieden die Chinesen auch in Betreff ihrer übrigen religiösen Ansichten, ihres Bildungsgrades, Standes und Vermögens sein mögen, bei den alljährlich den Ahnen dargebrachten Todtenopfern bilden sie eine Einheit. Doch um die Bedeutung dieser Opfer recht zu verstehen, müssen wir etwas näher auf alle Vorstellungen eingehen, die sich für den Chinesen damit verbinden.

6. Ahnendienst und Geomantie.

Der Mensch hat nach dem Volksglauben drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den unteren Extremitäten. Nach dem Tode verweilt eine derselben beim Leichnam, eine nimmt ihren Platz bei der Ahnentafel ein und die dritte geht zum Verhör in das Reich der Finsterniß. Die Ahnentafel ist ein in ein Fußgestell eingelassenes kleines Brett, worauf Name, Geburt und Tod des Verstorbenen verzeichnet sind. Sie wird meistens auf einem Tisch in der Nähe des hinteren Hofthors aufgestellt; wer aber im Stande ist, eine Ahnenhalle zu unterhalten, bringt sie dorthin und übergibt die Fürsorge dafür einem verantwortlichen Aufseher. Die Regierung der Welt der Finsterniß ist das getreue Abbild der Regierung des chinesischen Reichs, vom Kaiser hinab bis zum geringsten Polizeimann im Amthaus. Dort wie hier glaubt man aber an die Möglichkeit des Entrinnens durch Bestechung; nur muß alles zum Gebrauch in der unsichtbaren Welt Bestimmte auch unsichtbar gemacht, d. h. verbrannt werden. Stirbt also ein Chinese, so verbrennt man eine vollständige Kleidung, um ihm von Seiten der Polizei der andern Welt, in deren Hände er nun ist, eine gütige Behandlung zu sichern; denn da die diesseitige Polizei einen wohlgekleideten Gefangenen immer mit einiger Rücksicht, einen ärmlich gekleideten aber roh behandelt, nimmt man an, die jenseitige lasse sich gleichermaßen durch das persönliche Aussehen beeinflussen. Auch der Sarg ist ein wichtiger Artikel unter den Dingen, welche zur Ruhe und Wohlfahrt des Verstorbenen nöthig erachtet werden. Wie die Stellung eines Menschen in diesem Leben oft nach seiner Wohnung beurtheilt wird, so entscheidet darüber jenseits theilweise der Sarg. Manche Familie begnügt sich daher für sich selbst mit einem armseligen Hause, nur um dem Verstorbenen ein desto anständigeres zu verschaffen. Einen so außerordentlichen Werth legt man darauf, daß Alte wie Junge oft selbst die Ausarbeitung und Lackirung ihrer Särge beaufsichtigen. Die Eltern bekommen von ihren Kindern Särge sogar zum Geburtstagsgeschenk, und es wird dies als ein Beweis kindlicher Liebe von den Eltern sehr hoch geschätzt. Ferner wird für den Abgeschiedenen ein schönes Quantum Goldpapier verbrannt (S. 84), damit er die Polizei bestechen kann, ihn zu entlassen, ehe er es mit der höheren Behörde zu thun bekommt. Ist es doch in den chinesischen Amthäusern etwas



Verbrennung von Goldpapier zum Besten eines Verstorbenen.

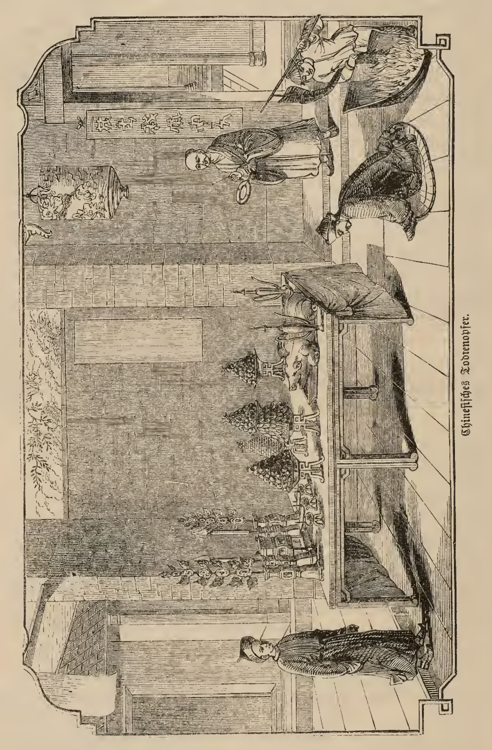
ziemlich Alltägliches, daß der Gerichtsdiener seinen Gefangenen gegen ein gutes Trinkgeld entwischen läßt; warum sollten drüben andere Grundsätze herrschen?

Hiemit glaubt man den abgeschiedenen Geist mit allem ausgerüstet, was nöthig ist, um, wenn er selbst die erforderliche Gewandtheit entfaltet, sein Entrinnen vor den jenseitigen Gerichten zu sichern. Nun braucht er aber — sei es in der Freiheit oder in der Gefangenschaft — noch ein Lager und weitere Kleider, daher wird auch sein Bett sammt Bettzeug und fast seine ganze Hinterlassenschaft an Kleidungsstücken ihm durchs Feuer nachgesandt. Mittlerweile liefern die Verwandten, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen eine reiche Beisteuer von Papiergeld,*) um ihn in den Stand zu setzen, die höheren Beamten des Schattenreichs zu bestechen oder die Gefängnißwärter zu bezahlen und dadurch sein Leiden während der gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung zu lindern, falls er so unglücklich gewesen sein sollte, eingekerkert zu werden. Nicht Liebe und Theilnahme bloß veranlaßt indeß diese Spenden, denn nach dem Tode kann der Mensch sich rächen für jede im Leben erlittene Unbill oder Vernachlässigung; da ist es also gut, ihn zu versöhnen. Da kommt es dann sogar nicht selten vor, daß ein in schwer auszugleichende Streitigkeiten verwickelter Mann sich um's Leben bringt, um sich dadurch in eine Lage zu versetzen, in der es ihm möglich ist, Rache zu nehmen. So kann auch eine übervortheilte Witwe zum Grab ihres Mannes ihre Zuflucht nehmen, ihm mit lautem Geschrei die widerfahrene Ungerechtigkeit klagen und ihn bitten, ihr Recht zu schaffen und ihren Unterdrücker zu strafen. Es ist das ein Mittel, das selten verfehlt, den Widersacher zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Zwischen dem neunten und achtzehnten Tag nach seinem Tode, glaubt man, kehre der Geist in seine alte Wohnung zurück und bringe zu diesem rachsüchtigen Besuch eine Schaar beutelustiger Bettler mit. Um dem Schaden zu wehren, bestellt die Familie auf den Tag, an welchem der Geisterbesuch erwartet wird, einen der Tauisten-Priester, deren Götter das Reich der Finsterniß regieren, damit er durch eine Reihe von Ceremonien (Kung-fuk) entweder den Gespenstern widerstehe oder sie erschrecke und so die Ruhe der Hinterbliebenen sichre. Alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen werden eingeladen, sich einzufinden, um an den Festlichkeiten und

*) Dieses in der Welt der Finsterniß cirkulirende Ersatzmittel für die laufenden Münzen ist ein mit zinnerner Folie überzogenes dünnes Papier von der Form des gangbaren Silbergeldes. Einiges wird auch aus Goldpapier verfertigt. In einigen Theilen China's werden auch Papierthaler mit dem Stempel der alten spanischen Thaler gemacht.

dem gemeinschaftlichen Sündenbekenntniß der Familie theilzunehmen. Um den Geistern Furcht einzuflößen, wird für diese Gelegenheit die



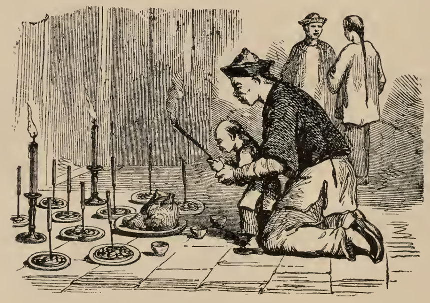
Chinesisches Todtenopfer.

Familienhalle mit gestickten Vorhängen von verschiedener Zeichnung und mit sinnbildlichen Darstellungen von der Macht der Behörden der Schattenwelt geschmückt, so daß selbst das Gemach eines Krämers

einer fürstlichen Wohnung gleicht. Die Ahnentafel des erwarteten Gastes wird auf einen erhöht stehenden Tisch in der dekorirten Halle gebracht, und die ganze Familie bekennt unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse, während die Priester, in Prunkgewänder gehüllt, nach dem Takt einer Schelle, die der Ceremonienmeister erklingen läßt, singend und allerlei Verbeugungen machend umhergehen. Die Ceremonien dauern 1—2 Tage. Ehe die Gäste eingeladen werden, Erfrischungen zu sich zu nehmen, hat man in einem leeren Zimmer den Geistern schon eine mit Speisen reich beladene Tafel gedeckt (S. 86). Der Ceremonienmeister ist in dasselbe eingetreten und hat unter Beschwörungen und Winken mit seinem Kommandostab den Geistern befohlen, jetzt zu sich zu nehmen, was für sie bereitet sei, und sich dann ruhig zu verhalten. Am Schluß der ganzen Festlichkeit betritt er jenes Zimmer wieder, durchschneidet unter allerlei Zaubersprüchen die Luft nach den vier Himmelsgegenden mit seinem Schwert und gebietet durch einen zweiten Wink seines Kommandostabs den Geistern, sich zu entfernen und bei Gefahr der peinvollsten Qualen die Ruhe der Familie nicht weiter zu stören. Erschreckt durch den Anblick des Schwerts und der Amtsinsignien der Regierung des Schattenreichs sowie durch den Schall der Gongs und den Knall der abgefeuerten Schwärmer, ziehen sich die Geister in die ihnen gebührende Behausung zurück und die Familie bezahlt die Rechnung des Priesters, dem sie's aufs Wort glaubt, daß sie jetzt nichts mehr zu fürchten habe.

Nun bedürfen aber die armen Geister noch immer der gleichen Existenzmittel wie im diesseitigen Leben und bleiben daher durchaus abhängig von den Gaben ihrer Verwandten und Freunde. Deßhalb findet alljährlich zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche das 2—3 Wochen dauernde Tsin-min-Fest statt. Männer und Frauen begeben sich während dieser ganzen Zeit täglich in ihren besten Kleidern auf ihre Familiengräber und bedecken dieselben zum Zeichen sorgfältiger Pflege nicht selten mit frischer Erde. Die Aufstellung der Opfer wird von dem als Ceremonienmeister fungirenden ältesten Sohn geleitet. Diese bestehen gewöhnlich in einem Hahn, Fisch oder Schwein, Wein, Weihrauch, brennenden Kerzen und mit Goldpapier gefüllten Strohkörbchen oder Strohhäuschen. Dazu kommt dann und wann eine papierene Sänfte für eine Person, die sich bei ihren Lebzeiten gern in einer solchen tragen ließ, Schreibmaterialien für einen Literaten, ein Papierboot für einen Bootsmann u. dgl. Während das Feuer einen Theil dieser Gaben verzehrt, gießt man

als weiteres Opfer für die Geister Branntwein darauf. Beim Auflodern der Flamme kniet der Ceremonienmeister davor nieder, neigt sein Haupt neunmal zur Erde und alle Familienglieder folgen seinem Beispiel. Das Fleisch wird nicht verbrannt, sondern wieder mit nach Hause genommen und bei dem dort stattfindenden Familienfest verbraucht, da den Geistern dessen Geruch genügt. Diese Todtenfeier wird von jeder chinesischen Familie verrichtet; selbst ein Straßenräuber wird es nicht versäumen, zur bestimmten Zeit in seine Heimat zurückzukehren, um vor den Gräbern seiner Ahnen zu beten. Es mag ein Mann einigen oder allen übrigen religiösen Formen den Abschied gegeben haben, von dieser erlaubt er sich keine Abweichung, denn sie bedingt ebensowohl die Wohlfahrt seiner Familie als die Ruhe seiner Vorfahren.



Chinesischer Ahnendienst.

Die abgeschiedenen Geister sehen nämlich die Lebenden und können unsichtbar zu ihnen zurückkehren, um sie zu beunruhigen oder zu belohnen je nach ihrer Treue in Darbringung der Todtenfeier. Von ihren Nachkommen vernachlässigte Ahnen und solche, deren Familien ausgestorben sind, fallen in einen Stand der Bettelhaftigkeit und suchen sich für ihre Hilflosigkeit an den Bewohnern der Welt des Lichts zu rächen, indem sie sie mit Krankheit und allerlei andern Uebeln plagen. Darum bilden Chinesen, die sich Geschäftshalber in irgend einer fernen Stadt zusammenfinden, immer eine Way-kwan, d. h. einen Verein, dessen Aufgabe es ist, für die Todten ihres Geburtsorts Sorge zu tragen und den Freunden der Abge-

schiedenen zur Aufsuchung von deren Leibern und Fortschaffung der Gebeine behilflich zu sein, damit sie bei denen der übrigen Familienglieder begraben werden und Theil haben können am Segen der Ahnenverehrung. Tausende von Särgen in Amerika verstorbener Chinesen werden so in ihre Heimat zurückgeschickt. Abgesehen von der Familienfürsorge findet aber auch noch ein allgemeiner Todtendienst namentlich für die im Kriege Gefallenen, auf dem Meere Umgekommenen und andere Unglückliche statt, deren Gräber man nicht kennt. Drei Feste, welche man alljährlich feiert, sind rein als Akte öffentlicher Mildthätigkeit gegen solche Verwahrloste unter den Todten zu betrachten. Eines derselben findet zur Zeit der allgemeinen Todtenopfer im April, eines am 15. des siebenten Monats und eines am 1. des zehnten Monats statt. In allen Städten des Reichs werden bei diesen drei Festen unter imposanten Processionen Götzen durch die Hauptstraßen getragen. Der pomphafte Umzug dieser „Erhalter des öffentlichen Friedens" ist ein genaues Abbild von dem eines Mandarinen. Voraus zieht das Korps der Trommler, der Ausrufer, der Liktoren, der Träger der Amts-Insignien und der berittenen Couriere; dann kommt der Gefeierte in seiner von acht Männern getragenen Sänfte, gefolgt von einer berittenen Leibgarde und von Lastträgern mit langen Bambusstäben, an welchen das beigesteuerte Goldpapier hängt. Oft schließt sich der Procession noch eine Schaar von Büßern an: Weiber mit aufgelöstem Haar und Ketten um den Hals, Männer mit Halsschellen und Halsketten, ja sogar kleine, von ihren Ammen getragene Kinder unter den gleichen Selbstpeinigungen. Es sind das von irgend einem Uebel betroffene Leute, welche fürchten, die Strafe irgend einer begangenen Untreue gegen ihre eignen Vorfahren oder irgend einen andern Geist zu tragen, und nun ihre Reue öffentlich ausdrücken wollen.

Es wird erwartet, daß jede Familie der Stadt zu einem solchen Feste etwa 50 Pf. beisteure; die Reichen geben oft bedeutende Summen dazu her. Diese Geldspenden müssen die mit den Processionen verbundenen Ausgaben decken. In den folgenden Nächten zieht eine Procession von Priestern der verschiedenen Tempel, von Laternen- und Fackelträgern begleitet, durch die Straßen und Alleen der Stadt und ihrer Nachbarschaft. An jeder Kreuzstraße, jedem Weg und Fußpfad, jeder Allee und Brücke, dann dem Ufer des Flusses und Kanals entlang wird ein Theil des beigesteuerten Papiergelds verbrannt zum Besten der hilflos umherirrenden Bettelgeister. Andre

Priester benützen die Aufregung des Volks zu einem kleinen Geschäft auf eigne Rechnung. Sie fangen für besondre Stadttheile eine Subskription an, verwenden etwa die Hälfte davon auf Goldpapier, das sie in den Straßen, von denen die Steuer erhoben wurde, verbrennen, und behalten den Ueberschuß zu ihrem persönlichen Gebrauch. Manche Leute verbrennen indeß, um gewiß den vollen Nutzen davon zu haben, ihr Goldpapier selbst vor ihrer Hausthüre in der richtigen Voraussetzung, daß ihre an Andre übergebenen Beisteuern auch nicht zu diesem Zweck verwendet werden könnten. Die mehrfach versuchte Berechnung, wie hoch sich etwa die zur öffentlichen Mildthätigkeit gegen die Todten aufgewendete Summen an den drei Festen belaufen mögen, grenzt ans Fabelhafte, denn nicht weniger als 125 Mill. M. sollen jährlich für diesen Zweck ausgegeben werden. Dazu kommt nun aber noch die von jeder Familie jährlich für ihre eignen Vorfahren verwendete Summe, die auf durchschnittlich 6 M. geschätzt wird; macht bei einer Bevölkerung von 400 Millionen Seelen, die Familie zu 5 Personen gerechnet, 480 Mill. M. Alles in Allem ergäbe somit die enorme Summe von 605 Mill. jährlich auf die Beschwichtigung der Todten verwendete Mark unter dem geizigsten, materiellsten Volk der Erde!

Trotz dieser ungeheuren regelmäßigen Todtenopfer stehen aber alle Klassen des Volks von den höchsten bis zu den niedersten in fortwährender Angst vor den Geistern der Verstorbenen, und die Priester versäumen nicht, diese Angst zu nähren. Wie sie bei jedem Unfall, der eine Familie betrifft, derselben die Nothwendigkeit vorstellen, die Geister ihrer bedrängten Ahnen durch außerordentliche Feste und Steuern zu versöhnen oder zu befriedigen, so wissen sie bei jeder allgemeinen Noth ganze Dörfer für die durch jene drei jährlichen Feste noch nicht gehörig berathenen Bettelgeister zu besteuern. Jedes Geräusch in der Nacht, jede vom Wind erschütterte Glasscheibe wird überdieß für einen Besuch hungernder Geister gehalten und man beeilt sich, sie mit ein wenig Goldpapier abzufertigen, das man vor der Hausthüre verbrennt. Um ihren Eintritt ins Haus zu verhindern, sind über den meisten Thüren rothe und gelbe Papierstreifen mit allerlei Zauberformeln angebracht, jedes Bett wird in ähnlicher Weise vor den unwillkommenen Gästen zu vertheidigen gesucht, indem man durchlöcherte Kupfermünzen in der Form eines Schwertes daran befestigt. Die Priester, die in den Tempeln ihre Zeit damit zubringen, alle jene Zaubermittel zu verfertigen, sind

unübertroffene Meister, auch die Absatzquellen dafür zu finden, und sinnen stets auf neue Gelegenheiten, von den Reichen Geld zu erpressen. Häufig machen sie z. B. während ihrer Andachtsübungen die Entdeckung, daß ein abgeschiedener Geist, der vor etlichen Monaten unter die Botmäßigkeit ihrer Götter gerathen ist und dessen Familie hier Glück und Wohlstand genießt, sich drüben in großen Nöthen befindet. Unter dem Schein zartester Schonung machen sie den Hinterbliebenen die betreffende Mittheilung. Betrübt und beunruhigt forschen diese weiter, und der Priester, auf den sie Jahrelang ihr Vertrauen gesetzt haben, erklärt nun, der Unglückliche sei in einen tiefen Abgrund verschlossen und werde da mit Schwert und Speer bewacht. Mit erheuchelter Theilnahme fügt er bei, daß nichts Geringeres als drei Kung-fuk und ein großer Aufwand an Geld den unseligen Geist befreien könne. Die geängstete Familie dringt in ihn, wie hoch sich denn die erforderliche Summe belaufe. Die Antwort entspricht gewöhnlich dem Vermögen der Leute, vielleicht lautet sie: 5000 M. Erschrocken erklärt die Familie ihre Unfähigkeit, so viel zu bezahlen; der Priester aber ist nicht geneigt, um einen geringeren Preis die Befreiung des Geistes zu unternehmen und bedeutet ihr, daß wenn sie ihren Freund verlasse, er die Verantwortung dafür nicht auf sich nehme. Nach hastiger Berathung bietet man dem Priester die Hälfte der geforderten Summe an; doch er weigert sich, darauf einzugehen. Man beräth sich wieder und bittet ihn, doch um 3500 M. die Auslösung des Gefangenen zu bewerkstelligen. Zaudernd erklärt er sich dazu bereit, jedoch mit der Bemerkung, es werde große Schwierigkeiten haben. Am bestimmten Tag wird die Empfangshalle ihres gewöhnlichen Inhalts entleert und dafür mit Tempelvorhängen und Geräthen aufs prachtvollste ausgestattet. Auf goldenem Thron steht in der Mitte derselben die Ahnentafel, fünf, sieben oder neun Priester in reich gestickten Gewändern singen ihre Zauberformeln ab; Tag und Nacht dauern, durch Musik und Gongs belebt, die Ceremonien fort. Mittlerweile schmausen die geladenen Gäste und die Priester auf Kosten der Familie. Am zweiten Tag meldet der Ceremonienmeister mit einiger Bestürzung, die Lage des Unglücklichen sei noch dieselbe und die Behörden der Geisterwelt wollen nichts davon hören, ihn um 3500 M. freizugeben. Die Familie beeilt sich, die noch fehlenden 1500 M. zu entlehnen, wenn sie dieselben nicht in andrer Weise aufbringen kann; die Priester aber kehren mit neuem Eifer zu ihrem Geschäft zurück. Ihr Gesang

wird lauter, ihr Schritt schneller, und in kürzeren Zwischenräumen ertönt das Geklingel ihrer Schellen, während die Familie ihr Unglück beweint. Im passenden Augenblick verkündet der Ceremonienmeister eine Bewegung im Gefängniß des Schattenreichs und daß der Unglückliche jetzt nahe daran sei loszukommen. Diese Nachricht soll die Familie über ihre unerwartete Mehrausgabe trösten und zugleich beweisen, daß dieselbe die gewünschte Wirkung hatte. Noch sind aber die Beutelschneidereien nicht zu Ende. Am dritten Tag stellt der Ceremonienmeister eine abermalige Untersuchung an, nach welcher er mit großer Aufregung erklärt, der Gefangene sei nun nahezu der Hölle entkommen, schaue aber angstvoll in derselben Richtung immer nach weiterer Hilfe hin, und seine Wächter wollen sich nur durch weitere 1500 M. bewegen lassen, ihn vollends frei zu geben. Was ist da zu thun? In ihrer Verzweiflung reißen die Hinterbliebenen die Spangen von den Armen, streifen die Ringe von den Fingern und tragen sie mit andern Kleinodien ins Pfandhaus, um den Priestern die geforderte Summe hinzuzählen. Haben diese sich endlich überzeugt, daß jetzt keine weitere Erpressung mehr möglich ist, so verkünden sie der Familie vor Sonnenuntergang unter dem Getöse der Gongs und dem Krachen der Schwärmer, daß der eingekerkerte Geist nun in Freiheit gesetzt ist. Man beglückwünscht sich und ist einer großen Sorge, aber auch einer schönen Summe Geldes los.

Dieses Kung=fuk kann wiederholt werden, so oft die Priester die Nothwendigkeit davon einleuchtend zu machen wissen, wie zu Zeiten schwerer Krankheit oder sonstiger Unglücksfälle in einer Familie; denn die Erleichterung, die dadurch einem Opfer des chinesischen Fegfeuers wird, ist nur eine zeitweise. Die Priester versprechen nicht, für das erhaltene Geld den befreiten Geist an einen sichern Bergungsort zu bringen; nur aus den augenblicklichen Schwierigkeiten seiner Lage geben sie vor, ihm herauszuhelfen. Unleugbar ist die knechtische Furcht, welche die heutige Generation an die Dahingeschiedenen kettet und die Lebenden eigentlich zu den Sklaven der Todten macht, das gewaltigste Bollwerk, das sich in China nicht nur dem Christenthum, sondern überhaupt jeder Neuerung entgegenstellt. Noch haben wir nämlich einen wesentlichen Bestandtheil des Ahnendienstes nicht erwähnt — die Wahl der Begräbnißplätze. Es wird darauf ein ungeheurer Werth gelegt, der nur im Zusammenhang mit der ganzen Anschauungsweise der Chinesen seine Erklärung findet.

Woher kommt doch im Frühling das Wiedererwachen des erstorbenen Pflanzenlebens? Ist es nicht die Wirkung des milden Hauches, der von Süden her die ganze Natur mit neuem Leben durchdringt? Und ist es nicht der vom Norden ausgehende kalte Todeshauch, der beim Beginn des Winters im Pflanzen- wie im Thierreich das Wachsthum und die Zeugungskraft lähmt? Muß daher nicht der Süden der Sitz der guten, der Norden der der bösen Mächte sein? Und sollte der Mensch für denselben weniger empfänglich sein als Pflanzen und Thiere, ja sollten nicht auch die Todten in ihren Gräbern ihn spüren? Stehen die Letzteren aber nicht mit den noch Lebenden in derselben Wechselwirkung, wie die Zweige und Blätter eines Baumes mit seiner Wurzel? Werden sie nicht, wenn sie in ihren Gräbern den Geist der Belebung spüren, der sich sanft von Süden her bewegt, denselben ihren Angehörigen mittheilen, wie Blätter und Zweige die empfangene Nahrung auch wieder der noch neue Sprossen treibenden Wurzel zuführen? Und werden nicht umgekehrt die Lebenden es mit zu empfinden bekommen, wenn ihre Abgeschiedenen dem ertödtenden Pesthauch vom Norden her ausgesetzt sind? Wird im ersten Fall nicht die Familie grünen und blühen, im andern dagegen erstarren und absterben?

Hierauf nun gründet sich der bei den Chinesen als Wissenschaft gepflegte und hochgeehrte Aberglaube der Geomantie oder des Fung-schui, so wenig im Grunde der letztere Name (zu deutsch: Wind und Wasser) das bezeichnet, was eigentlich gemeint ist, nämlich die Auffindung der günstigsten Plätze für die Wohnungen der Lebenden und Todten. Daß dieselben dem Süden und nicht dem Norden zugekehrt sein müssen, ist nach dem Bisherigen selbstverständlich. Doch was ist dabei nicht sonst noch Alles zu berücksichtigen! Kann nicht irgend ein Berg oder Thurm die belebende Südströmung hemmen, sie auf eine gewisse Entfernung hin spalten und dadurch der giftigen Nordströmung Eingang verschaffen? Wie die Chinesen das menschliche Herz von Natur gut glauben, so nehmen sie auch an, daß im Reich der Lüfte allenthalben die wohlthätige lebenbringende Strömung walte, wo nicht irgend welche Hindernisse sie hemmen. Diese Hindernisse aber aufzufinden und zu beseitigen, ist die Aufgabe der Professoren des Fung-schui.

Sie sind nicht allzu gewissenhaft bei der Lösung ihrer Aufgabe, doch werden viele Jahre fleißigen Studiums und praktischer Versuche zur Erwerbung dieser Kunst für nöthig erachtet. Kein öffentliches

Gebäude oder Wohnhaus wird gebaut, ohne daß der Fung-schui-Lehrer vorher mit wichtiger Miene seine Beobachtungen angestellt und seine Rathschläge ertheilt hätte. Außer den schon genannten Punkten gehört zu den Erfordernissen einer wirklich glückbringenden Lage auch noch irgend eine Schutzmauer gegen den Nordwind und gegen Süden zu Wasser, diese Grundbedingung alles Gedeihens. Dem letzteren Mangel kann zur Noth durch Anlegung eines Teiches abgeholfen werden, obgleich fließendes Wasser immer vorgezogen wird; mißlicher ist es, wenn im Norden ein Abwehrungsmittel gegen den kalten Todeshauch fehlt oder im Süden ein Haus, eine Baumgruppe, ein Grab, oder auch nur eine sich schräg hinziehende Straße hoch oder nahe genug ist, die Südströmung aufzuhalten, zu zertheilen oder abzuleiten; wo immer möglich, werden solche Stellen vermieden. Wie läßt sich aber im flachen Lande eine Schutzwehr gegen den Nordwind schaffen? Die ganze Ebene um Schanghai her und diese gewaltige Stadt selbst steht daher nicht im Rufe eines guten Fung-schui; viel leichter ist im Hügelland die rechte Schutzwehr gegen ertödtende Einflüsse zu finden. Der Südabhang von Hügeln, die sich nach Norden zu an noch höhere Berge lehnen, ist daher meist ganz mit Gräbern besäet. In der Ebene wird oft schon ein Baum als genügende Sicherheitsbürgschaft für die Gräber betrachtet. Es gibt deren, die durch ihre Beziehung zum Fung-schui eine ganze Geschichte aufzuweisen haben. Dem und jenem Mann soll schon der rechte Arm plötzlich lahm geworden sein, weil er mit frevler Hand sich erlaubte, Zweige eines solchen unantastbaren Baumes zu beschneiden. Reiche umgeben ihre Gräber nach Norden zu wohl auch mit Baumgruppen, wenn sie es nicht vorziehen, dieselben vor allen ungünstigen Einflüssen durch einen hufeisenförmigen Erdwall zu sichern, der zugleich die günstigen auffängt und festhält.

Wie viel Sorge und Noth macht doch manchem Chinesen die Wahl seiner eigenen Grabstätte! Da ist z. B. ein Mann, dem der Fung-schui-Lehrer eröffnet, sein Besitzthum sei dazu ungemein günstig gelegen. Voll Freude fängt der Glückliche nun an, Tausende von Mark auf die Herstellung von Familiengrüften mit allerlei architektonischem Schmuck zu verwenden. Da er aber länger gesund bleibt als ers erwartet hatte und die Sorge für seinen einstigen Ruheplatz nun einmal die Hauptbeschäftigung seines Lebens geworden ist, zieht er, um ganz sicher zu gehen, auch noch einen berühmten Fung-schui-Lehrer aus einer andern Stadt zu Rathe. Dieser muß doch etwas

thun, die Ueberlegenheit seines Scharfsinns zu beweisen und läßt sich vernehmen, die Wahl jenes Platzes sei ein entschiedener Mißgriff, denn das bischen Fung-schui, das er besitze, werde in 5—10 Jahren völlig erschöpft sein. Der verschlagene Fremde erreicht seinen Zweck. Voll Aerger über die Dummheit seines früheren Rathgebers gibt der betrogene Besitzer einen Platz, auf den er schon so bedeutende Summen verwendet hat, als werthlos auf und beauftragt seinen neuen Vertrauensmann, ihm einen bessern ausfindig zu machen.

Es ist in der That ein gefährliches Ding um dieses Fung-schui, denn tausenderlei Ursachen können es unvermerkt beeinträchtigen. Ein neuerbautes Haus oder ein Thurm mit hoher Zinne, ein zum Zweck von Hinrichtungen aufgepflanzter Galgen oder ein frisch angelegter Begräbnißplatz, was können sie ihren Umgebungen nicht alles von Segnungen entziehen? Unzählige Rechtshändel sind schon daraus entstanden, daß Leute beschuldigt wurden, durch irgend welche Veränderungen, die sie auf ihrem eigenen Territorium vornahmen, das Fung-schui eines Andern zerstört zu haben, und meistens hat in solchen Fällen die Behörde zu Gunsten des Klägers entschieden — ein deutlicher Beweis, daß es sich hier nicht nur um einen Aberglauben der untern Volksklassen handelt, und daß vor Gericht sogar die Ansprüche der Todten den Vorrang haben vor denen der Lebenden.

Im gewöhnlichen Leben sucht man durch allerlei kleine Vorkehrungen dem Fung-schui zu Hilfe zu kommen. Ein Körbchen über der Hausthür soll die guten Einflüsse auffangen, ein Besen die bösen wegfegen. Verschiedenfarbige achteckige Schilde oder der rohe Umriß eines Tigerkopfs auf einem viereckigen Brett sind gleichfalls beliebte Sicherheitsmaßregeln an Thüren und Fenstern: die Boote führen ihre Schutzwehr in Gestalt eines an einer Stange befestigten kleinen Büschels mit sich. Bisweilen geräth aber auch das Fung-schui einer ganzen Gegend in Unordnung, was sich durch eine allgemeine Geschäftsstockung und durch Abnahme des Wohlstandes kund gibt. Am Fung-schui-Lehrer ist es in solchen Fällen, die Ursache ausfindig zu machen und Heilmittel vorzuschlagen. Ist ein flacher Landstrich von einiger Ausdehnung beunruhigt, so wird gewöhnlich die Erbauung einer Pagode im Mittelpunkt desselben gerathen. Dadurch wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, so weit von ihrem Gipfel aus das Auge reicht. Weitaus die meisten Pagoden verdanken ihre Entstehung diesem Grunde. (S. 96.) Nicht nur Geschäftsstockungen indeß, sondern auch andre örtliche Nothstände, namentlich Volksunruhen, werden oft irgend

einem Gegenstand zugeschrieben, der die südliche Lebensströmung hemmte und dem Nordgeist aus Norden Eingang verschaffte.

Statt tausend hieher gehöriger Fälle, die leicht aufzuzählen wären, sei nur ein einziger aus den höheren Schichten chinesischen Lebens erwähnt. Im Anfang der Min=Dynastie entdeckte ein Fung=schui=Lehrer, daß die Stadt Kii=Yung in der Nähe von Nanking bestimmt sei, einen Kaiser hervorzubringen, worauf alle ihre Einwohner zu Mandarinen avanciren werden. Der durch diese Mittheilung in ge=



Chinesische Pagode.

waltigen Schrecken versetzte Kaiser that die nöthigen Schritte, das Fung=schui jener Stadt zu berichtigen. Das Nordthor, durch welches der Eintritt des bösen Geistes zu befürchten war, der möglicherweise das herrschende Kaisergeschlecht hätte stürzen können, mußte zugemauert werden und sämmtlichen Bewohnern der Stadt wurde jede literarische Thätigkeit verboten. Nur drei Berufsarten waren denselben gestattet, die des Barbiers, des Hühneraugenausschneiders und des Bambuwurzelschabers, von welchen jede den Gebrauch scharf schneidender Instrumente nöthig macht. Wie es scheint, fürchtet sich

der Mordgeist vor diesen Werkzeugen. Es ist Thatsache, daß diese Befehle nicht nur erlassen, sondern daß sie auch befolgt wurden. Volle 400 Jahre lang war Kii-Yungs Nordthor zugemauert, und bis auf diesen Tag sind $^7/_{10}$ sämmtlicher Barbiere, Hühneraugen-ausschneider und Bambuwurzelschaber der Mittelprovinz Leute aus



Chinesischer Barbier.

Kii-Yung. Das Monopol dieser Berufsarten wird ihnen willig überlassen, da man weiß, daß dieß der ihnen vorgeschriebene Lebens-unterhalt ist. Da jeder Mandarine das Recht hat, an seinem Hause eine Fahne mit den Farben des Reichs auszuhängen, beanspruchten diese Leute das gleiche Privilegium, und es ist ihnen theilweise zu-

gestanden worden. Jedem reisenden Barbier ist erlaubt, auf seiner Kiste das Amtsfähnlein aufzupflanzen, das ihm durch die Machtsprüche der Fung-schui-Lehrer für alle Zeiten garantirt ist. Durch Schließung seines Nordthors also und durch Zerstreuung seiner ganzen männlichen Bevölkerung wurde Kii-Yung verhindert, einem Kaiser das Dasein zu geben, und das Reich war gerettet.

Ein andrer Beweis von der Alles beherrschenden Macht dieses chinesischen Aberglaubens ist das Schicksal der Eisenbahn, welche eine englische Gesellschaft vor etlichen Jahren mit der nur ungern ertheilten Erlaubniß der englischen Regierung von Schanghai nach dem 4 Stunden entfernten Hafenort Wusang erbaute. Ein schwerer Anstoß war es dabei natürlich, daß einige Grabstätten gestört werden mußten, und von vorn herein gab die Regierung ihren Widerwillen gegen diese ihr abgedrungene Neuerung dadurch kund, daß sie manche Landverkäufer geradezu strafte, ja einen derselben auf den Tod peitschen ließ. Zwar ließ der praktische Sinn der Chinesen sie die Vortheile des gewagten Unterfangens wohl erkennen, so daß vom Augenblick der Eröffnung an die Passagiere sich in die Wagen drängten, allein das hinderte nicht, daß die schlimmsten Deutungen sich an das Wunderding hängten. Das Volk gab der Eisenbahn den Namen „Tausendfüßler" vom Anblick der Schwellen, auf denen die Schienen ruhten. „Der Tausendfüßler hat sich also auf den Drachen gelegt", sagte nun der gebildete Chinese mit stillem Schaudern und fragte sich, ob der „Tausendfüßler" sich etwa noch mehr über den Drachen verbreiten, oder dieser das Ungethüm wieder abschütteln werde. Niemand zweifelte, daß die heilbringenden Lüfte und die andern Elemente bereits in unheimliche Verwirrung gerathen seien und ein furchtbarer Zusammenstoß bevorstehe. Die Regierung zog, um für alle Fälle gerüstet zu sein, immer mehr Truppen um Schanghai her zusammen und machte endlich der allgemeinen Angst dadurch ein Ende, daß sie die Eisenbahn ankaufen und — demoliren ließ.

Eine gründliche Bekanntschaft mit allen diesen Thatsachen deckt uns die tiefsten Wurzeln des Widerwillens der Chinesen gegen alles Fremde auf. Die fremden Eindringlinge zwingen sie, ihre Angehörigen an Plätze zu begraben, welche sich verhängnißvoll erweisen können für die Ruhe der Lebenden und der Todten. Sie wünschen allerlei Neuerungen einzuführen ohne die Fung-schui-Lehrer zu Rathe zu ziehen, möchten Telegraphenstangen errichten, Eisenbahnen bauen, trockene Docks anlegen, Steinkohlen- und Goldbergwerke in Angriff

nehmen — lauter Dinge, die wie dazu gemacht sind, das Fung-schui zu zerstören und das ganze Todtenreich zum Kampf gegen die Lebenden herauszufordern. So lange die Chinesen an ihren Ahnendienst geknechtet sind, ist ein ehrliches Halten der ihnen aufgedrungenen Verträge schlechterdings nicht zu erwarten. Handel und Civilisation werden sie darüber nimmermehr aufklären. Nur wenn sie von ihren Gräbern weg auf Den schauen lernen, der dem Tode die Macht genommen hat und Ihn, den Lebensfürsten zu ihrem König erwählen, kann der Jahrtausende alte Bann fallen, in dessen dunklem Schatten sie ihr Dasein führen. Müssen wir aber selbst in vielen Thorheiten der Chinesen unser eigen Fleisch und Blut erkennen, so ist das nur ein Grund weiter, dem in seinen Sklavenketten schmachtenden Volk unsre brüderliche Theilnahme nicht zu versagen. Wenn nach dem Anhören von allerlei geheimnißvollen Beziehungen zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt die Seele sich eines gewissen Grauens nicht erwehren kann, ist das Eine große Heilmittel gegen die sie beschleichende Furcht vor unsichtbaren Gespenstern die Liebe zu dem gleichfalls unsichtbaren und doch immer nahen Heiland und Erlöser. Seine Stimme, die von der Welt nicht vernommene Worte zu der Seele spricht, und Sein heiliger Geist, der das Herz erquickt und tröstet, verleiht dem Furchtsamsten Muth und dem Schwächsten Kraft, verscheucht jede abergläubische Angst und erleuchtet selbst das Grabesdunkel durch einen Strahl himmlischer Herrlichkeit. Und das ists, was China braucht. Der Dämmerschein seiner Sittenlehre, die Nacht seines Götzendienstes, das gespensterschwangere Dunkel seines Aberglaubens, sie alle bedürfen der frohen Botschaft von einem Bürgen für die Sünder und einem durch ihn versöhnten, unsichtbar nahen Gott, die der Morgenröthe gleich den nahenden Tag verkündet. An uns aber ists, ihre Träger zu sein, bis die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht und die Schatten fliehen. Ein hoffnungsvoller Anfang hiezu ist unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen gemacht.

Doch ehe wir uns an diesem den nahenden Morgen verkündenden Lichtsaum an China's Gestaden erfreuen, bleibt uns leider noch ein weiteres Nachtbild aus dessen Verkehr mit christlichen Nationen zu betrachten.

7. Die Chinesen in der Fremde.

Wir haben bereits gesehen, wie gewissenlose Spekulanten und gewinnsüchtige Menschenfänger den Zug der Chinesen in die Fremde schon mißbraucht haben, um Schaaren unwissender armer Leute unter dem Scheine eines rechtmäßigen Vertrags nach Kuba, nach Peru und Chili zu transportiren und sie in die härteste Sklaverei zu verkaufen. Allein auch da, wo die Chinesen als völlig freie Einwanderer in einem christlichen Lande erschienen, haben sie leider! wenig vom wahren Geist des Christenthums zu fühlen bekommen. So namentlich in Kalifornien und Australien, zwei Hauptzielen ihrer Auswanderung.

Es war im Winter des Jahres 1848—49, daß die ersten Chinesen als Geschäfts-Abenteurer in Kalifornien erschienen. Auch die Chinesen schienen damals vom kalifornischen Goldfieber ergriffen zu sein, und sie sollten finden, was sie suchten, wenn auch nicht immer in den Bergwerken. Durch das Zusammenströmen so vieler Glücksritter und durch die ersten glänzenden Erfolge beim Goldgraben waren nämlich in Kalifornien so unnatürliche Zustände herrschend geworden, daß selbst gegen außerordentliche Bezahlung keine Dienstboten, Lastträger, Tagelöhner u. dgl. zu haben waren. Namentlich fehlte es an Köchen und Wäscherinnen; die schmutzige Wäsche wurde von Vielen nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, weil Niemand sie waschen wollte. In diese Lücke traten nun die Chinesen mit erstaunlicher Schlagfertigkeit und Gewandtheit ein. Im Nu hatten sie eine Menge der besten Speisehäuser und Waschanstalten errichtet, und ehe noch Einer von zwanzig Chinesen auch nur ein Dutzend englische Worte verstand, hatten sie schon alle möglichen Geschäfte, Handwerke und Anstellungen als Monopol in Beschlag genommen. Die Sprachschwierigkeit wußten sie mit großem Geschick zu umgehen. In jedem chinesischen Hotel z. B. war ein Dolmetscher angestellt, der seinen Platz an der Küchenthür hatte; die Kellner thaten nichts, als die Gäste fragen: „Was wünschen Sie?" um dann mit unglaublicher Nachahmungsgabe die englischen Befehle der Fremden an jenen Dolmetscher zu bringen, der sie sofort, ins Chinesische übersetzt, in die Küche gelangen ließ. Aehnlich ist es noch heute, nur daß die bezopften Fremdlinge jetzt als Hausdiener und Arbeiter aller Art noch viel allgemeiner verwendet werden. Was ist das für ein gewandter Kellner in diesem Gasthaus, und wie fleißig ist jener Hausknecht,

und wie trefflich weiß der Koch in jenem vornehmen Hause da die Speisen zu bereiten! Es sind lauter Chinesen. Und wer wascht die Hemden so schön, wer bügelt und flickt so tadellos, wer hält den Garten in so schöner Ordnung, wer schustert, schneidert und thut alles, was man nur wünscht, so pünktlich, so schnell und so billig? Niemand anders als die allgegenwärtigen Chinesen. Gewiß, sie haben große Tugenden, diese Heiden, sie sind so fleißig, so sparsam, so nüchtern, so genügsam, so unverdrossen, so ausdauernd! Warum will man sie denn in Amerika nicht? Nun, zum Theil gerade wegen all dieser guten Eigenschaften; weil sie weniger brauchen und daher billiger arbeiten als irgend ein Amerikaner oder Europäer, erregen sie den Brotneid ihrer jetzt nicht mehr so raren Konkurrenten. Namentlich die Irländer und überhaupt die katholische Bevölkerung von San Francisco, besonders der rohe Straßenpöbel, hat sich schon haarsträubende Gewaltthätigkeiten gegen die harmlosen Einwanderer erlaubt. Fast regelmäßig hat man sie bei ihrer Landung mit Schimpfreden, Steinwürfen und Bubenstücken aller Art empfangen, und dieser Unfug scheint in neuerer Zeit, da auch die Obrigkeit mit den Chinesen auf gespanntem Fuße steht, nicht gerade abgenommen zu haben. Da trippelt z. B. während der Regenzeit ein Chinese in violettem Atlaskleid an einer Straßenkreuzung über das Brett, welches man für Fußgänger über den tiefen Straßenkoth geworfen hat. Ein Amerikaner kommt ihm auf dem schmalen Stege freien Trittes entgegen, stellt sich vor ihn hin, läßt sich eine Zeitlang von dem höflichen Fremdling betrachten und gibt ihm dann einen Stoß, der ihn in die Pfütze wirft. Die umstehende Menge schaut mit Ergötzen zu, wie der Arme sich wieder aus dem Schmutze herausarbeitet; dieser aber verneigt sich höflich nach rechts und links und entfernt sich mit den Worten: „Ihr Christen — ich Heide! Lebt wohl!"

Welche Schmach für die amerikanische Christenheit! und welche Versäumniß einer der herrlichsten Missionsgelegenheiten! Ein gründlicher Beobachter der chinesischen Einwanderung in Nordamerika bezeugt aufs Entschiedenste: „Als die Chinesen ankamen, waren sie zutraulich, empfänglich, und ganz bereit, sich unsern Gewohnheiten anzupassen; aber die Berührung mit den Amerikanern, namentlich der niedern Sorte, hat sie ebenso von uns abgestoßen, wie auch die Indianer sich von uns abgestoßen fühlen. Hätten die christlichen Kirchen Amerika's ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan, so würde die Stellung der Chinesen wie auch der Indianer in den Vereinigten Staaten eine

ganz andere sein als bis jetzt." Kein Wunder, daß die so unfreundlich empfangenen Fremdlinge die Lust verloren, mit den Landeseinwohnern gemeinsame Sache zu machen und gar bald anfiengen, diese als Feinde zu betrachten, gegen welche es keine Rücksicht als die der Schlauheit, der Selbsterhaltung und der möglichsten Ausbeutung gibt. So sind denn die Chinesen für Kalifornien das geworden, was für manche Länder Europa's die theils verfolgten, theils unentbehrlichen, überall aber aussaugerischen und sich auf Kosten der Christen bereichernden Juden gewesen und hie und da noch sind.

Es sind kaum 30 Jahre her, seit die bezopften Söhne des fernen Ostens dort im Westen zuerst ihre Erscheinung machten, und heutigen Tages bildet bereits die chinesische Einwanderung eines der schwierigsten Probleme für die amerikanische Staatsweisheit: ja, manche Leute sehen es wie eine gerechte Vergeltung für die gewaltsame Aufschließung China's durch die Westmächte an, daß jetzt Kalifornien von diesen unabtreiblichen Wanderameisen wahrhaft überschwemmt wird. Im Jahr 1875 allein landeten über 18,000, und während der letzten 15 Jahre im Ganzen über 120,000 Chinesen in Kalifornien. In San Francisko leben ihrer allein 25,000, und ihre unbeschreiblich überfüllten und unreinlichen Häuser bedrohen die große Stadt fortwährend durch häufige Ausbrüche von Feuer und ansteckenden Krankheiten. Schon wird von amerikanischer Seite ernstlich erwogen, wie man sich dieser Eindringlinge erwehren könne. Der Vorwurf zwar, daß sie durch ihre billige Arbeit den Landeskindern Verdienst und Brot wegschnappen, gereicht ihnen wohl mehr zur Ehre als zur Schande. Dagegen ist es wahr, daß, nachdem sie einmal angefangen, sich gegen die Amerikaner und unter sich abzuschließen, manche ihrer heidnischen Gewohnheiten der amerikanischen Gesellschaft große Gefahren, sowie der Polizei und Rechtspflege nicht geringe Schwierigkeiten bereiten. Einmal sind die Chinesen die abgefeimtesten Schmuggler, welche durch immer neue Schliche die Zollbeamten zu hintergehen suchen. Ferner gibt's neben den rechtschaffenen und fleißigen Chinesen begreiflicher Weise auch eine Klasse von heruntergekommenen Leuten, die sich als Diebe, Bummler und leidenschaftliche Spieler herumtreiben, während die Laster der Unzucht und des Opiumrauchens wohl überhaupt bei ihnen im Schwange gehen. Ueberdieß haben die Chinesen ihre geheimen Gesellschaften aus der Heimat mitgebracht, deren Mitglieder sich nie gegenseitig verrathen oder gegen einander Zeugniß ablegen.

Zahllose Verbrechen werden auf diese Weise geheim gehalten, und schon ist mehr als Ein Unschuldiger ganz geräuschlos aus der Welt geschafft worden, wenn er irgend etwas gethan oder gesagt hatte, was diesen Verbündeten zuwider war, denn an einer Art Vehmgericht fehlt es unter denselben nicht.

Unter solchen Umständen haben die Amerikaner schon allerlei Maßregeln gegen die Chinesen ergriffen. Sogar ein Verein hat sich gebildet, dessen Mitglieder sich verpflichten, keinen Chinesen mehr in Dienst zu nehmen und auch keine chinesischen Fabrikate zu kaufen. Die Polizei hat eine Verordnung erlassen, nach welcher in den Schlafstätten der Chinesen auf jede Person ein Raum von wenigstens 500 Kubikfuß kommen soll. Diese wurde aber von Seiten der chinesischen Hausbesitzer, Gastwirthe und Schlafgänger so wenig beachtet, daß mit Strafen eingeschritten werden mußte. Und da die Verurtheilten sich lieber einsperren und auf Kosten des amerikanischen Staats im Gefängniß versorgen ließen, als daß sie die festgesetzte Geldstrafe erlegt hätten, wurden die Gefängnisse bald dermaßen überfüllt, daß die Polizei weiter verordnete, daß jedem Inhaftirten Zopf und Haare bis auf 1 Zoll Länge abgeschnitten werden sollten, eine Maßregel, die allerdings den gewünschten Respekt vor der Einsperrung bewirkte. Noch schmerzlicher aber mußte den Chinesen ein Verbot sein, nach welchem es nicht mehr möglich gewesen wäre, die Leichname ihrer Angehörigen bis zum Abgang eines Schiffes aufzubewahren und dann in die alte Heimat hinüberzusenden. Diese Maßregel scheint zwar nicht durchgeführt worden zu sein, immerhin aber haben die Chinesen genug Verletzendes zu erfahren bekommen, um sich tief gekränkt zu fühlen und auf Beseitigung der so drückenden Ausnahmsgesetze zu sinnen.

Im Mai 1873 ließen sie daher eine Bittschrift „an das Volk der Ver. Staaten von Nordamerika“ ergehen, worin es u. A. heißt: „In Kalifornien, Oregon und Nevada hat man Gesetze gemacht, nicht um Verbrecher zu strafen und Unschuldige zu schützen, sondern einfach gegen die Chinesen. Und hier in San Francisco, wo die meisten Angehörigen unsres Volkes wohnen, sind Einrichtungen getroffen worden, so ungerecht und drückend und barbarisch, daß sie nur darauf berechnet scheinen, uns möglichst wehe zu thun. Wenn diese Maßregeln ein natürliches und nothwendiges Ergebniß der amerikanischen Civilisation und Jesusreligion sind, so dürfen Sie sich wahrlich nicht wundern, daß die Chinesen sich nur schwer zu der einen oder andern

bekehren lassen. Gewiß ist mindestens ebensoviel Reibung in China durch das Eindringen der Europäer und Amerikaner entstanden, als in diesem Lande durch die Anwesenheit der Chinesen. Ja, die fremden Staaten verlangen, daß ihr eigenes Gesetz und Recht in jedem Winkel von China gelten soll, wo ihre Angehörigen nur hinkommen mögen. Wie läßt sich dieser Anspruch mit der „goldenen Regel" (Matth. 7, 12) vereinigen angesichts der Behandlung, welche die Chinesen jetzt in Amerika erfahren? Ist aber unsre Anwesenheit hier den Amerikanern ein solcher Dorn im Auge, so machen wir folgenden Vorschlag: Die Verträge zwischen China und Amerika mögen abgeschafft werden. Dann ziehen alle Amerikaner sich aus China und alle Chinesen aus Amerika zurück. Vielleicht gibt das dem amerikanischen Volk Gelegenheit, seine bürgerlichen und religiösen Einrichtungen, welche durch unsere Einwanderung so gar gefährdet zu sein scheinen, noch länger aufrecht zu erhalten. Der chinesischen Regierung wird es jedenfalls auch erwünscht sein, zur alten, anererbten Politik zurückzukehren, welche also lautet: Bleibt zu Hause und besorgt euer eigenes Geschäft und laßt alle Andern dasselbe thun."

Welch bittrer Hohn liegt in diesen Worten! Mit welch tiefem Schamgefühl müssen dieselben jedes Christenherz erfüllen! Statt die Chinesen freundlich aufzunehmen und sie mit Liebe zur Annahme des christlichen Glaubens zu leiten, hat man sie entfremdet und muß nun sehen, wie auf allen Seiten Götzentempel und Spielhöllen erstehen, Ahnentafeln aufgehängt werden und abergläubische Gebräuche im Schwange gehen. Was einige Missionsgesellschaften bis jetzt für diese heidnischen Fremdlinge zu thun versucht und theilweise glücklich durchgesetzt haben, erscheint wie ein Tropfen am Eimer im Vergleich mit den Aergernissen und Versäumnissen, welche sich die amerikanische Christenheit im Ganzen hat gegen sie zu Schulden kommen lassen.

Natürlich spielen die Chinesen auch auf den Dampfern, welche zwischen Kalifornien und China fahren, eine Hauptrolle. Tausend und mehr chinesische Passagiere werden oft auf Einem Schiff von Hongkong nach San Francisco befördert, und eine entsprechende Anzahl kehrt mit einem Vermögen von je 2000—4000 Mark in die Heimat zurück; fast immer besteht überdieß die Tisch- und Kajütenbedienung, sowie die Mannschaft wenigstens theilweise aus Chinesen. Bei dem furchtbaren Haß, welcher die Amerikaner und Chinesen

gegenseitig zu erfüllen pflegt, liegt natürlich der Gedanke nahe, was im Fall eines ausbrechenden Aufstandes oder auch eines die Gemüther aufregenden und außerordentliche Maßregeln nöthig machenden Unglücksfalls aus der verhältnißmäßig geringen Zahl von Weißen im Kampf mit den unter sich einigen Chinesen werden würde. Da ist es nun tröstlich zu erfahren, daß die chinesischen Matrosen weit weniger Neigung zum Revoltiren haben als der Abschaum von allerlei Nationen, welcher meistens als Schiffsvolk gedungen wird. Schauerlich dagegen klingt, was man über die Vorsichtsmaßregeln hört, welche gegen die chinesischen Passagiere getroffen sind. Einmal sind sie unbewaffnet, während der Kapitän einen genügenden Vorrath ausgezeichneter Revolver in Bereitschaft hat, um alle Europäer damit auszurüsten. Dann aber sind die Räume, in welchen die Chinesen schlafen und sich aufzuhalten haben, derart konstruirt, daß sie nicht nur augenblicklich gesperrt und vollkommen außer aller Verbindung mit dem Hinterdeck gesetzt werden können, sondern man kann auch von der Maschine aus durch einen einfachen und augenblicklich wirkenden Mechanismus sie mit Strömen kochenden Wassers füllen — allerdings ein geeignetes Mittel, um Kampfunfähigkeit in großem Maßstab herbeizuführen. Ein schrecklicher Gedanke! Doch scheinen zum Glück derartige Auftritte noch nie vorgekommen zu sein. Vielmehr ist das Verhalten der Chinesen an Bord ein ruhiges und nur selten zu Beschwerden Anlaß gebendes. Die meiste Zeit bringen sie wohl mit Spielen zu. Es ist ein sehr unschuldig aussehendes fast kindliches Spiel, ein Mittelding zwischen dem Dambrett und Domino, bei dem sie geduldig halbe Tage lang mit untergeschlagenen Beinen dahocken. Man meint, es seien lächerlich kleine Beträge, die da als Gewinn und Verlust hin- und herwandern. In Wirklichkeit aber wird hier um Gold, um Kapitalien, um Existenzen gespielt; die kleinen Kupfermünzen dienen dabei lediglich als Spielmarken. Da gibt's dann freilich Scenen. „Eines Abends plötzlicher Lärm: ein chinesischer Deckpassagier hatte sich mitten auf dem Ocean über Bord stürzen wollen, war aber hängen geblieben und noch glücklich abgefaßt worden. Ein Landsmann hatte ihm am Nachmittag seine ganze amerikanische Errungenschaft, 1100 Dollars, die Frucht von 9 durcharbeiteten und durchhungerten Jahren, in jenem unschuldigen Spiel abgewonnen. Der Kapitän resolvirte sich kurz, ließ jeder Partei eine Tracht Schläge verabreichen, sprach dem Verlierer 800 Doll., dem Gewinner 300 Doll. zu und verbot von da ab strenge das Spiel um Geld."

In Australien erregte das Erscheinen der bezopften Fremdlinge Anfangs nicht nur großes Aufsehen, sondern einen förmlichen Schrecken. In Melbourne wurde sogleich eine Taxe von 200 M. Einwanderungsgebühr für jeden neuankommenden Chinesen eingeführt und andre harte Maßregeln wurden getroffen, um die unliebsamen, durch ihr oft ärmliches und schmutziges Aussehen sich freilich nicht sehr empfehlenden Leute loszuwerden. Das half aber nichts, theils zahlten die Chinesen jene Abgabe willig, theils wußten sie dieselbe zu umgehen, indem sie sich an irgend einem Ort ausschiffen ließen und dann zu Fuß nach Viktoria hineinschlichen und sich in die Goldfelder zogen. Nach einigen Jahren fiengen die praktischen Australier dann an zu begreifen, daß die Chinesen die harmlosesten und zugleich die fleißigsten Menschen von der Welt seien. Jene Taxe wurde daher aufgehoben und die chinesischen allen übrigen Einwandrern gleichgestellt. Seither hat ihre Zahl sich von Jahr zu Jahr gemehrt, sie haben zum Theil sogar weiße Frauen geheirathet, namentlich solche, die schon als Kinder aus Irland nach Australien geschickt wurden. Die meisten von ihnen sind auf den Goldfeldern beschäftigt; in Melbourne selbst sind sie hauptsächlich als Gemüsegärtner, Metzger, Hausirer und in einigen weniger ehrbaren Geschäftszweigen bekannt. Im Allgemeinen sind sie nüchtern, mäßig und geordnet, so daß gar manche Christen etwas von ihnen lernen könnten. Die stete Zunahme dieser chinesischen Einwandrer hat nun aber aufs Neue einen Widerwillen gegen sie erzeugt, gegen welche kürzlich drei Chinesen in einer in Melbourne erschienenen Flugschrift meist mit guten Gründen Protest erhoben. Nur irren sie, wenn sie meinen, sie verlangen bloße Gegenseitigkeit, indem sie für die Chinesen das Recht völlig freier Niederlassung, des Grundbesitzes, Gewerbebetriebs u. s. w. fordern, denn alles das wird den Ausländern in China ja keineswegs zugestanden, sondern nur die Erlaubniß, an gewissen Plätzen wohnen und Handel treiben und im Innern ungehindert reisen zu dürfen. Am Schluß der Broschüre heißt es dann: „Wenn ihr Willkür, Gewalt, Haß und Neid vor Gerechtigkeit gehen laßt, so werdet ihr vielleicht euren Zweck, unser los zu werden, erreichen, aber euer guter Name unter den Nationen der Erde wird unwiderbringlich geschändet und eure Flagge, bisher das Palladium der Freiheit, wird zum Sinnbild der Falschheit und des Verraths werden, zum Sinnbild europäischer Selbstsucht und Gemeinheit im Gegensatz zu asiatischer Aufrichtigkeit und Treue, zum Sinnbild einer Handlungsweise,

welche keine Sophisterei in Einklang zu bringen vermag mit den Vorschriften eurer Religion, mit den Gesetzen eurer Moral, mit dem Geist eurer Gesetzgebung, mit der Politik eurer einsichtsvollsten Staatsmänner, mit der Stimme des Gewissens und mit dem ganzen Charakter und den Ueberlieferungen des britischen Volkes."

Mißgunst in Folge der Konkurrenz und nationale Abneigung sind indeß, Gott sei Dank! doch nicht die einzigen Gefühle, denen die Chinesen in Australien begegnen; auch die christliche Liebe spannt ihre Seile nach ihnen aus, und schon Mancher hat seine irdische Heimat verlassen müssen, um im fremden Lande den Weg ins himmlische Vaterhaus zu finden.

Die ersten, welche sich in Amerika der verachteten und vielfach gehaßten Fremden annahmen, waren die Presbyterianer. Diesen stand in der Person des Miss. Spear ein Mann zur Verfügung, der durch jahrelange Arbeit in China selbst mit der Sprache und den Bedürfnissen dieser Leute schon vertraut war und daher leicht Eingang bei ihnen fand. Auch gab es unter den Auswanderern einige, die schon in ihrer Heimat Christen geworden waren, und aus diesen wurde im J. 1853 die erste evangelische Chinesengemeinde in Kalifornien gegründet, welche heute noch besteht und sich bedeutend vergrößert hat. Ihr Hauptquartier hat diese Mission in einem zweistöckigen Häuschen in San Francisko, das kaum halb so viel gekostet hat wie einer der dortigen Götzentempel und in welchem die Missionare wohnen, die Gottesdienste gehalten werden, ein Jünglingsverein sich versammelt, mehrere Pensionäre Kost und Logis haben und eine ganze Anzahl von Sonntags-, Tag- und Abendschulen nach einander sich drängen. Dem guten Beispiel der Presbyterianer folgten im J. 1868 die Methodisten, indem durch ihren früher in China thätigen Miss. Gibson in San Francisko ein sehr schönes und großes Missionshaus mit geräumigen Schul- und Versammlungslokalen eröffnet wurde. Besondern Eifer haben sie den Sonntagsschulen gewidmet und es dahin gebracht, daß jetzt an vielen Orten der Stadt solche nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit erwachsenen Chinesen gehalten werden. Was die Letzteren anzieht, ist freilich in erster Linie der Wunsch, englisch zu lernen, doch sucht man so viel als möglich den Sprachunterricht auf die zu diesem Zwecke eingerichteten Abendschulen zu beschränken, um die Sonntagsschulen dem eigentlichen Religionsunterricht, besonders dem Bibellesen zu widmen. Ferner unterhalten die Bibel- und Traktat-

gesellschaft mit einander mehrere Kolporteure, die das ganze Land mit billigen chinesischen Bibeln und Traktaten durchziehen. Seit dem J. 1869 arbeitet auch die ursprünglich zum Besten der amerikanischen Neger gestiftete Missionsgesellschaft an den Chinesen, namentlich durch Schulen. Auch die Baptisten haben einen Missionar für die Chinesen angestellt. Von europäischen Missionsgesellschaften hat vor einigen Jahren die Londoner einen Anlauf genommen, um ihre chinesische Thätigkeit auch auf die Chinesen in der nordamerikanischen Diaspora auszudehnen, und 1869 sind von Hermannsburg zwei deutsche Brüder zu diesem Zweck nach Kalifornien ausgesandt worden. Noch manches andre geschieht von einzelnen Christen und von verschiedenen Kirchengemeinschaften nicht nur in Kalifornien, sondern auch in Oregon und Nevada, worüber nicht öffentlich berichtet wird. Das aber bezeugen Alle, welche die Verhältnisse kennen, daß durch die Bemühungen dieser Art nicht nur einzelne Heiden bekehrt und eine Reihe von christlichen Gemeinden gegründet worden, sondern auch, daß niemand so viel zur Aussöhnung der einander feindlich gegenüberstehenden Rassen gethan hat als die Missionare. Die Chinesen wissen, daß sie an diesen ihre besten Freunde haben und wenden sich in allerlei Noth und Bedrängniß an sie; aber auch die Sonntagsschulen, in welchen mehrere hundert christliche Amerikaner und Amerikanerinnen mit den Chinesen in freundschaftliche Verbindung treten, haben schon manches zur Ueberbrückung jener tiefen Kluft geleistet. — In Australien wäre es wohl der Mühe werth, eine eigene Gesellschaft zu gründen, die sich ausschließlich mit der Evangelisirung der Chinesen beschäftigen würde, bis jetzt ist dieß aber leider nicht der Fall. So hat denn die anglikanische Kirche in der Diöcese von Melbourne mehrere Plätze mit chinesischen Katechisten besetzt, während in Sydney die Presbyterianer ebenfalls einen eifrigen und erfolgreichen Prediger für die Chinesen angestellt haben. Am meisten scheint jedoch von den Methodisten zu geschehen, die schon zwei ordinirte Geistliche aus den Chinesen herangezogen und seit 1872 in Melbourne eine wohlorganisirte chinesische Gemeinde in Pflege haben.

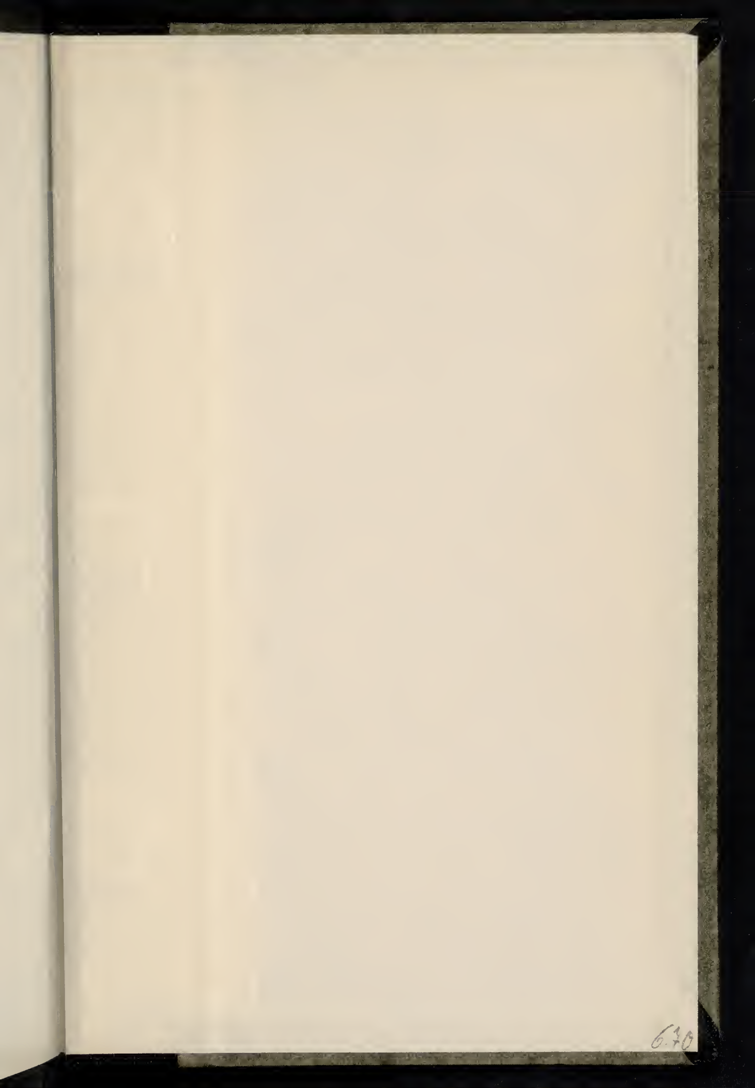
Daß die Bekehrung von Chinesen außerhalb China's auch für ihr altes Vaterland nicht ohne Bedeutung ist, das beweisen mehrere eingeborne Evangelisten, die jetzt in Hongkong und andern chinesischen Orten thätig sind, nachdem sie, in Australien, Kalifornien oder sonstwo bekehrt worden waren. Ueberall merkt man, daß

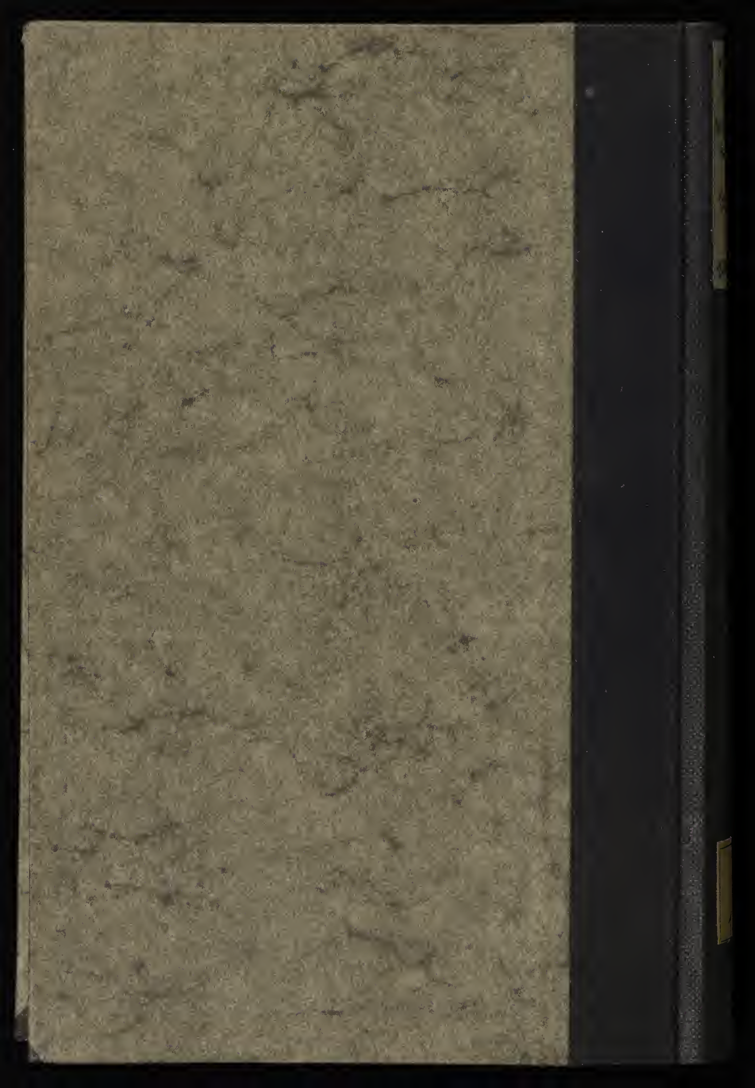
man es bei den Chinesen nicht mit einer sittlichen und religiösen Wüste wie bei den Negern und Südsee-Insulanern, auch nicht mit einer sittlichen und religiösen Ruine wie in Indien zu thun hat, sondern mit einem noch lebenskräftigen, wenn auch am Rande des Verderbens stehenden Volke. Ja, es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieses Volk, wenn einmal geadelt und geheiligt durch die Gotteskräfte des Evangeliums, noch eine selbständige Wiedergeburt erfahren kann, ohne mit der Annahme des Christenthums sich auch die abendländische Civilisation anzueignen oder politisch mehr oder weniger abhängig von einer europäischen Großmacht zu werden.

Inhalts-Verzeichniß.

Berichtigungen.

S. 14 Zeile 2 v. u. lies Kiangsu statt Kiangsi.
„ 16 „ 15 v. o. „ Kiangsi, Hunan und Kueitschen statt H. und K.
„ 16 „ 18 „ „ „ Honan statt Hunan.
„ 16 „ 21 „ „ „ Kansu, Schansi statt Schansi.
„ 45 „ 12 „ „ schalte nach „Hungersnoth“ ein: „der Jahre 1876—78“.





Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Neuntes Heft.

China's Millionen.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.